anxa
87-B
23156

STÄTTEN DER KULTUR

FRANKFURT

von Paul Ferdinand Schmidt

Band 2

Verlag von Klinkhardt und Biermann

EXLIBRIS

Stätten der Kultur

Eine Sammlung künstlerisch ausgestatteter
Städte-Monographien

Herausgegeben von Dr. Georg Biermann

Band 2

Frankfurt a. M.

Stätten der Kultur

Herausgegeben von

:: Dr. Georg Biermann ::

Bisher erschienen:

Band

1. **Berlin.** Von Wolfgang v. Oettingen
Mit Buchschmuck von Meinhard Jacoby

2. **Frankfurt a. M.** Von Paul Ferd. Schmidt Mit Buchschmuck von L. Pollitzer

3. **Bremen.** Von Karl Schaefer Mit Buchschmuck von K. Weidemeyer-Worpswede

4. **Rothenburg ob der Tauber.** Von Herm. Uhde-Bernays Mit Buchschmuck von M. Ressel

Jeder Band in eigener künstlerischer Ausstattung mit zahlreichen Kunstbeilagen elegant gebunden M. 3.—, in Liebhaberband M. 5.—

Weitere Bände in Vorbereitung

Es folgen u. a. Amsterdam / Bern / Brüssel / Regensburg / Kopenhagen / Braunschweig / Danzig / Paris Dresden / London / Köln / Venedig / Luzern / Basel Wien / Leipzig / Weimar u. a. m.

Verlag Klinkhardt & Biermann Leipzig

Den ausführlichen Verlagskatalog auf Wunsch kostenlos durch die Verlagsbuchhandlung

Stätten der Kultur

Herausgegeben von

:: Dr. Georg Biermann ::

Unsere Mitarbeiter:

Wolfgang von Oettingen, Reichenberg a. Rh. / **Jean Louis Sponsel**, Dresden **Paul Jonas Meier**, Braunschweig **Richard Graul**, Leipzig / **Franz Dülberg**, München / **Artur Weese**, Bern / **Hugo Haberfeld**, Wien / **Paul Heidelbach**, Kassel / **Emil Major**, Basel / **Herm. Uhde-Bernays**, München / **Egbert Delpy**, Berlin / **Paul Ferd. Schmidt**, Frankfurt **Frank E. Freund**, London / **Hermann Kaeser-Kesser**, Zürich / **Ernst Kroker**, Leipzig / **Aug. Grisebach**, Berlin / **Otto Grautoff**, Paris / **Georg Habich**, München / **Karl Schaefer**, Bremen / **Alfred Seyler**, München / **A. Maurer**, Konstanz **Walter Cohen**, Berlin / **Paul Kühn**, Leipzig u. a.

Verlag ∞ Klinkhardt & Biermann ∞ Leipzig

Den ausführlichen Verlagskatalog auf Wunsch kostenlos durch die Verlagsbuchhandlung

DIGNITATE
HONESTA
KLINKHARDT
UND
BIERMANN

Prospekt von Frankfurt aus Südwesten. (Kupferstich des 17. Jahrhunderts.)

Stätten der Kultur

Band 2

Frankfurt a. M.

Von

Paul Ferdinand Schmidt

Buchschmuck
von
L. Pollitzer

Verlag von Klinkhardt & Biermann in Leipzig

Den Buchschmuck dieses Bandes zeichnete L. Pollitzer. Die Illustrationen sind mit freundlicher Erlaubnis nach Originalen des Städelschen Kunstinstituts und des Historischen Museums zu Frankfurt angefertigt. ❧ Einband und Innentitel nach Entwürfen von Carl Weidemeyer-Worpswede. ❧ Satz und Druck in Unger-Fraktur von der Offizin Julius Klinkhardt in Leipzig

Inhalt

	Seite
Das Stadtbild	3
Stadtkämpfe im Mittelalter	25
Frankfurts Leben und Kultur im 15. Jahrhundert	42
Religion und Politik	62
Demokratische Wehen. Die Juden	73
Die Senckenbergischen Händel	87
Goethe und die Gesellschaft in Frankfurt	100
Die Franzosenzeit	114
„Biedermeier“	124
Epilog	140

Das Stadtbild.

Der Main ist Frankfurts Lebensnerv; er ist der Grund seiner Entstehung und die Ursache seines Blühens, von ihm aus kristallisierte sich die Stadt, er trug ihr einen schätzbaren Teil ihres Handels und Reichtums zu. Heute ist das anders geworden. Aber man sollte noch einmal, wie zu Großväterzeiten, mit dem Schiff von Mainz herauf anlangen dürfen, mit jenem sagenhaften rossegezogenen Marktschiff, das einmal täglich kam und ging, vom Wächter des Pfarrturms durch Blasen angekündigt, von der Jugend freudig angestaunt, wie der Postwagen auf dem Dorfe: da trat man denn vom Schiff aus mitten hinein ins eigentlichste Leben der Stadt. Ihre Silhouette hob sich reich getürmt und gezackt vom Himmel ab, und ein buntes Leben entfaltete sich zwischen den kleinen Toren, der Mauer und dem Strome; da wurden unaufhörlich Waren verladen und fortgerollt, und ein ständiger Handelsverkehr belebte den Strand, nicht bloß auf dem reich versehenen Weinmarkt. Von

all dem ist nicht mehr allzuviel übrig. Eine klägliche Lokalbahn schleicht an den Kais entlang, die dem Ufer all seinen malerischen Reiz genommen haben; der Handel ist an den Hafen am Untermain verpflanzt worden, und von den alten Türmen und Pforten steht nur noch der Rententurm mit spitzigem Dach, der alte Wächter des älteren Saalhofes. Nur ein Rest der früheren Herrlichkeit dämmert dem Wanderer auf, der über die prächtige alte Mainbrücke wandert; die weit auseinanderstrebenden Ufer rahmen mit schimmernden Häuserzeilen den Spiegel des fernherkommenden und im Westen verdämmernden Stromes ein, der sich hier um eine pappelbestandene Insel anmutig herumschlingt; über den gleichförmigen Häuserwänden, welche eigensinnig die alte Stadt vor forschenden Blicken hüten, erhebt sich dennoch hie und da ein Turm, ein altes Gebäude, und auf der Sachsenhäuser Seite steht breit das Deutschordenshaus und eine kleine alte Häuserreihe malerisch und ängstlich am Ufer. Mit all dem Resthaften aber versöhnt der herrliche Main und die fröhliche grüne Landschaft, aus der er kommt. Er ist derselbe geblieben; glänzend und ruhevoll zieht er seines Weges unter den vielen Brückenöffnungen hindurch und an der Stadt vorbei, die durch ihn und von ihm aus geworden und gewachsen ist.

Er war nicht immer der flache wohlgesittete Strom, der seine glitzernde Fläche zwischen hohen Ufermauern, in weitem Bogen dahinträgt. Er war in alten Zeiten ein wild und ungeregeltes Gewässer, das oben und unten weithin die flache Gegend durchwühlte und durchsumpfte. Noch heute kann man allenthalben Spuren der früheren Mainarme erkennen; und wenigstens ahnen,

daß unterhalb Frankfurts das linke Ufer ein ungedämmter Sumpf war bis zu den Armen des Rheines, mit denen sich des Mains und des Neckars Wasser regellos verschlang und vermischte. In solcher unwirtlichen Gegend gewann die Frankenfurt, an deren Stelle hüben und drüben leichte Erhebungen einen trockenen Zugang gewährten, seit alters eine hervorragende Bedeutung. Auf der rechten Seite trat die Insel der Altstadt, auf der linken der Sachsenhäuser Berg als einzige Trittsteine vor seiner Mündung in den Rhein merklich hervor.

So erschien die Furt, welche zwischen ihnen, etwa an der Stelle des Fahrtors, quer über den Main führte, als der gegebene Übergang für die große Straße, welche vom Oberrhein her auf seinem rechten Ufer nach Norddeutschland führte. Es war aber nicht die einzige; vielmehr kreuzten sich hier, in der fruchtbaren Ebene zwischen Taunus und Main, noch verschiedene Handelsstraßen von erster Bedeutung: die vom Rhein nach den Elblanden, und die vom oberen Main an den Rhein führende, sie begegneten sich an dieser Stelle mit jener vom Oberrhein. Es scheint sicher, daß schon die Römer die Furt benutzt haben; zumal ein Kastell, eine Stadt von ihnen zwar nicht an dieser Stelle, wohl aber nördlich davon auf sicherem Lande lag, zwischen Praunheim und Heddernheim. Ganz gewiß aber hat nicht Karl der Große die Furt auf der Flucht vor den Sachsen entdeckt und hier die Stadt gegründet, wie die Sage es will. Denn schon zu merowingischer Zeit muß hier ein nicht unbedeutender Ort gestanden haben, den Karl der Große gelegen fand: inmitten germanischen Landes, in der fruchtbarsten Gegend der Wetterau, wo

früh schon Wein und Kornbau getrieben wurde, am Rande ausgedehnter Waldungen, von deren Großartigkeit der Stadtwald und die mit ihm verbundenen Forsten noch heute eine Vorstellung geben, in der günstigsten Lage an vielbegangener Furt mußte von selbst eine Niederlassung entstehen, die in sich die Keime raschen Wachstums trug, die Möglichkeit, vor allen andern ein Markt und Stapelplatz für die ganze umliegende Gegend zu werden.

Wie hätte Karl auch sonst im Jahre 794 in Frankfurt eine Reichsversammlung abhalten, wie hier eine Pfalz bauen und oftmals Hof halten können, wenn am Orte selbst nicht schon Leben, Verkehr und selbst Gewerbe geblüht hätten? So ist er zwar nicht mehr als Gründer von Frankfurt zu feiern; aber das Standbild auf der Brücke hat er wohl verdient, weil er die vornehmste Ursache zur nachmaligen Blüte der Stadt geworden ist, die sehr bald unter die ersten des Frankenreiches zählte.

Am Mainufer stand das erste Palatium der Herrscher, an der Stelle des heutigen Saalhofes; und nach Karl war es vor allem Ludwig der Deutsche, welcher am liebsten dort residierte und dadurch Frankfurt zur Hauptstadt des deutschen Reiches machte. Aber von dieser ältesten Macht und Herrlichkeit ist nichts mehr zu spüren; nichts zu spüren auch von der langen Reihe der folgenden Jahrhunderte bis ins dreizehnte, währenddessen der Ort sich von einem Königshofe zur selbständigen Stadt entwickelte. Die Kämpfe und Kinderkrankheiten der entstehenden Stadt sind uns im Dunkel der Geschichte verborgen; ein leibhaftiges Symptom dafür haben wir in dem Mangel an Baudenk-

mälern, von denen nur sehr spärliche Reste bis ins 13. Jahrhundert hinaufreichen, die Saalhofkapelle und wenige Teile der Leonhardskirche; beide in den ersten Jahrzehnten des großen Jahrhunderts erbaut, beide in dem zierfrohen plastischen Stile, den die Architektur am Maine als Blüte der romanischen Kunst ausbildete, und dessen Hauptwerk die Marienkirche zu Gelnhausen ist. Gelnhausen, heute ein Landstädtchen, mag damals mit seiner prächtigen Kaiserpfalz das noch im Werden begriffene Frankfurt an Bedeutung hinter sich gelassen haben; seine Kirche ist, so wie die Pfalz, jedenfalls das Hauptwerk einer weitverbreiteten Bauschule, und die Reste der Leonhardskirche — zwei gemeißelte Portale und die beiden achteckigen Türme — kann man nur als provinziale Ableger jener zentralen Kultur ansehen.

Wenn man aber Frankfurt richtig zu betrachten gedenkt, so darf man nicht an seinem Ursprung und den verschollenen Tagen eines langsamen Heranreifens festhalten. Es tritt uns noch heute in seinem Kerne als eine Einheit entgegen, als ein wundervolles Produkt des ausgehenden Mittelalters, dessen Sinnesweise und Bauart sich auch die folgenden Jahrhunderte anbequemt haben; als etwas Gewachsenes, ohne Hast und ohne Berechnung Gewordenes, das erfreut durch seine innere Notwendigkeit, durch seine behagliche Enge und Breite, durch den unersetzlichen Hauch intensivsten Lebens, das es erschaffen. An solchen Orten, die von innen heraus gewachsen sind, erlebt man alles Wesen und Walten und die Schönheit der vergangenen Zeiten noch einmal. Etwas Folgerechtes und Organisches liegt in ihnen, und die Liebe faßt uns zu dem lebendigen Ganzen, die Ehrfurcht vor der ungeheuren jahrhundertelang bewiesenen Kraft und Stetigkeit, die in seiner Entwicklung aufgespeichert liegt. Wehe der Stadt, die eine solche Vergangenheit vergessen und schnöde vernichten kann, ohne Gleichwertiges zu schaffen!

Das Fortschreiten dieses Wachstums ist gleich Jahresringen an den Straßen der Stadt zu erkennen; wenig andere Orte bieten ein so vollkommenes Bild des ruhigen Erstarkens und Ansetzens neuer Ringe an der Peripherie bis in die letzten Jahre.

Auf der breiten Basis des rechten Mainufers, von der Fahrgasse bis zur Untermainbrücke, erwuchs die früheste Stadt. Die natürliche Grenze bildete ein Mainarm, der in der Senkung der jetzigen Bethmann- und Braubachstraße wiederzufinden ist und die Siedlung rings umfloß; und ihr Kern, zwischen Dom und Römer-

berg, ist als der älteste Teil zu erkennen. Eine wirre Häufung schmalster Sträßlein trägt den Stempel eines in tausend Jahren nicht gewandelten Verlaufs, den der Zufall und das augenblickliche Bedürfnis, nicht ein berechneter Plan bestimmten. Die engen Dunkelheiten des Labyrinthes der Rapunzel- und Goldhutgäßchen halten den Vergleich mit jeder malerischen Berühmtheit aus, und die Gäßchen, Höfe und Gewinkel hinter dem Lämmchen, am Nürnberger Hof, am Tuchgaden geben die köstlichsten Motive aus dem späten Mittelalter. Noch steht das Rote Haus auf seinen mächtigen Eichenstützen in der Luft, noch stehen die unverwüstlichen Fleischschirnen, vor deren Häßlichkeit sich der Knabe und der Geheimrat Goethe gleichermaßen entsetzte, und warten geduldig des Tages, der ihnen mit einem überflüssigen Straßendurchbruch den Garaus machen wird. Ein merkwürdiges Schicksal, das diesen innersten Teil in späterer Zeit fast ganz

mit Bränden verschonte, hat es bewirkt, daß sich auf dem engen Raume der ältesten Stadt fast allein auch die ältesten Partien und Gebäude von Wert erhalten haben, vom Dom und den Römerhäusern angefangen bis zu dem spätgotischen Fürsteneck und Steinernen Haus, bis zum Leinwandhaus und der anmutigen Goldenen Wage am Dom. Die Goldene Wage aber erscheint noch besonders wunderbar, weil sie auf ihrem Dach das letzte und einzige „Belvederche“ von alter Art trägt: eine Sommerlaube hoch oben inmitten von hundert spitzigen Schieferdächern, zwischen denen man in Abgründe hinabschaut und nicht begreift, wie in solch düsteren Schlünden noch Menschen mit Licht- und Luftverlangen hausen können; ganz nahe und gerade gegenüber dem Kolosse des Domturms, und mit einer entzückenden Aussicht zwischen den Säulchen weit über die Giebel hinweg nach den Türmen der Stadt und den Hügeln des Stadtwaldes und des Taunus. Aber diese Nähe des himmelanragenden roten Domriesen mit der klippenstarrenden Kuppel hoch am Himmel läßt keine Ruhe: wie muß es erst von seiner Höhe hinabzuschauen sein über die Weite der Stadt in die grünen Lande! Wer wollte nicht eilen, die Wendeltreppe der Goldenen Wage hinabzufliegen und die dunkeln engen Spindeln des Pfarrturms zu besteigen! Der kennt doch eine alte Stadt nicht, der sie niemals von ihrem höchsten Turme tief unten liegen sah, Dach an Dach gedrängt in gleißender Sonne, geschäftig in schattiger Tiefe, vieltürmig über den Horizont strebend, ringsum aber die schöne Welt in sehnsuchtsvoller Unendlichkeit. Zwar entbehrt man vom Pfarrturm den Anblick eines wohlgefügten und gleichsam kristallisierten Stadtsystems, wie

ihn etwa der Petersturm in München bietet; Frankfurt erscheint von der Höhe eng und zufallsmäßig zusammengehäuft, so wie es auch entstanden; aber es offenbart sich aufs klarste seine glückliche Lage, der silberglänzende Strom, die Höhen und Wälder auf allen Seiten und die Heiterkeit eines wunderbar gesegneten Landes, dessen Schönheit und Üppigkeit den alternden Goethe wie den eindrucksfähigen Eckermann mit dem gleichen Staunen erfüllte. „Hier siehet sich das Aug in dem weit ausgespannten Horizont nicht satt," schrieb der treffliche Hüsgen, der Jugendgenosse Goethes; „Was die Natur an Schönheit ihrem Erdball mitteilet, findet man da im Übermaß; Gegen Morgen begrenzen entfernt die Aussicht der Vogels-Berg und das Frey-Gericht: der Odenwald und die Bergstraße steigen mittägig mit ihren Gipfeln hervor: Mehr nach Abend hin erscheint der breite Donners-Berg in seiner 15-stündigen Entfernung, und endlich erblickt man die Berge des Rhein-Gaws, an welche sich die schöne Berg-Kette unseres nächsten Nachbar, des Taunus, anschliessen, unter denen der Alt-King und Feld-Berg ihre Häupter als Könige der Berge erheben: Durchströmt vom wohlthätigen Mayn, und reich bewohnt von vielen guten arbeitsamen Menschen, liegen hier dem Anschauer seegensvolle Gegenden mit einem solch entzückenden Reitz vor Augen, die ihn zum Preiß der Allmacht in einem weit überschwenklicheren Maaß auffordern, als alle die Glocken, worüber er gleichsam schwebet, obwohlen es eins der reichsten Geläut in Teutschland ist."

Der Inselzustand der werdenden Reichsstadt währte etwa bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts. Alsdann erwies es sich als nötig, die Stadt um etwa den

gleichen Umfang zu erweitern. Es geschah dies aber nur landeinwärts; die Breite am Main blieb dieselbe. Wall und Graben der Stadt liefen nun also im Süden der Zeil, in der Linie der Straßen, die auf die Endung „Graben“ hören: vom Hirsch- zum Holz- und über die Börnestraße zum Wallgraben. Dieses ist die erweiterte und eigentliche Altstadt, deren Charakter im ganzen sich nachdrücklich unterscheidet von der „Neustadt“, obwohl diese — bis zu den Wallanlagen — bereits im 14. Jahrhundert hinzugezogen wurde: so konservativ ist der Grundcharakter Frankfurts. Ein schöner Zug dieses Konservativismus ist es auch, daß die alten Straßenzüge nicht nur unverändert, sondern auch noch im ungeschmälerten Besitz ihrer früh gegebenen Namen geblieben sind; ja daß man noch im 19. Jahrhundert bei der großen Stadterweiterung die Benennungen von Wegen und Grundstücken für neue Straßen beibehielt: Niedenau, Trutz-Frankfurt, Pfingstweide und so viele andere stammen aus grauen Tagen. Die Pietät gegen Namen erstreckt sich aber auch nicht selten auf die Häuser; es war eine anschauliche Sitte, jedem Hause einen persönlichen Namen beizulegen, und diese Namen hafteten oft viel fester im Volksgedächtnis als die der Besitzer, welches seinen bleibenden Ausdruck in der Gewohnheit fand, daß sich Bürger nach ihren Häusern nannten und sogar mit dem Wechsel des Wohnsitzes ihre Namen änderten. Das berühmteste Beispiel dafür ist der große Sifried von Marburg, der nach seinem Hause Sifried zum Paradies genannt wurde.

Der nördliche, jüngere Teil der Altstadt besitzt nicht mehr durchweg den Charakter ungeregelter enger Labyrinthe. Zwei Hauptstraßen durchziehen ihn von Ost

nach West, die Schnur- und Töngesgasse, und die alte Fahrgasse, die ursprüngliche Verkehrsader von Alt-Frankfurt, setzt sich durch sie fort. Aber man findet in ihm auch außerdem nicht viele Häuser, die über das 18. Jahrhundert hinausgehen: er vor allem hat durch Brände, und am nachhaltigsten den von 1719, den „großen Christenbrand", gelitten. Was ihn dennoch mit der ältesten Stadt als Eines empfinden läßt, ist neben der altgebliebenen Straßenenge und Bauweise, welche sich durchweg an die Muster des 16. Jahrhunderts wieder anschloß, der unverkennbare Stempel der Kaufmannsstadt, welcher nur ihr, nicht aber der Neustadt aufgeprägt ist; denn niemals hat die Altstadt ihr Privileg aufgegeben, einziger Schauplatz der Messen zu sein. Die Neustadt war und blieb etwas halb Ländliches; aller Handelsverkehr spielte sich zwischen Katharinenkirche und Fahrgasse ab, vor allem aber war der Schauplatz der jährlichen Messen beschränkt auf die Gegend hauptsächlich um den Dom, den Saalhof, Liebfrauenberg und die Katharinenkirche. Hier wurde fast jedes Haus ganz oder teilweise an die Messefremden vermietet; die großen Bogenöffnungen des Erdgeschosses an so vielen Gebäuden deuten auf den Zweck des Warengewölbes. In den Händen der Patrizier befanden sich vielfach leere Häuser, die zimmerweise an die auswärtigen Kaufleute vermietet wurden, und deren Ertrag mitunter den Grund legte zu den reichsten Vermögen.

So hatte Jakob Knobelauch, als er 1333 den Saalhof von Ludwig dem Bayern erworben hatte, den Königssitz zu einem zeitgemäßen Kauf- und Lagerhaus umgebaut, dessen bedeutende Einkünfte manchen Fürsten

und Edlen — wiewohl umsonst — nach seinem Besitze lüstern machte. Und auch der Rat sorgte, als er sich 1405 ein neues Rathaus baute, in weiser Erkenntnis der Zeitläufte für die Finanzen der Stadt, indem er die mächtigen Hallen im Erdgeschoß des Römers von vornherein für die Zwecke der Meßvermietung anlegte.

Aber nicht nur zur Messezeit erschien Frankfurt als ein einziges großes Warenlager, als „die Mutter aller Kaufmannsgewerb", wie Hans Sachs es nannte. Der Reichtum an Waren, aufgespeichert in den großen Kaufhäusern der Gilden wie in vielen Bürgerhäusern, die Intensität des dezentralisierten Handelsverkehrs lassen sich heute in ihrem erstaunlichen Umfang nur schwer begreifen. Allein die Innenstadt hat davon ihren bleibenden Charakter gewonnen, den einer demokratischen Handelsstadt. Es ist kein vornehmes Gemeinwesen, dessen Ehrgeiz es allezeit gewesen wäre, ragende Kirchen und mächtige Rathäuser, steinerne Wahrzeichen und Paläste voll gemeißelten und gemalten Schmuckes der Mit- und Nachwelt zur Bewunderung hinzustellen. Solcher Ehrgeiz lag dem nüchtern kalkulierenden Frankfurter fern. Ist doch selbst der Bau des Bartholomäusturms, des einzigen Hochbaues von Bedeutung, durch ein langes Jahrhundert hingeschleppt, immer wieder eingeschlafen und endlich von dem dreizehnten Bauleiter im Anfang des 16. Jahrhunderts mit Müh und Not bis zu dem unfertigen Zustande geführt worden, der bis 1867 Frankfurts Wahrzeichen bildete! Sie fuhren durch die Jahrhunderte dahin, gleich jenem Alten im Schifflein, den Albert Welti so humorvoll gemalt hat; das Steuer führt ihm der Goldteufel, und über dem emsigen Zählen der vielen Geldsäcke kommt er gar nicht

Der Dom.
(Getuschte Zeichnung von J. F. Morgenstern 1813.)

dazu, die Schönheiten und Lockungen der Ufer anzuschauen, die an ihm spurlos vorübergleiten. In ängstlicher Beschränkung auf den nächsten Erwerbszweck hat es Frankfurt zu keinem architektonischen Ausdruck seines Reichtums gebracht; es blieb ein demokratisches, utilitarisches Gemeinwesen, und aller Reiz seiner Straßen liegt nicht in der Menge schöner Gebäude, deren es freilich nicht ganz entbehrt, sondern in den malerischen Folgen perspektivischer Ansichten.

Wandert man so mit offenem Blick durch die Straßen, die Schnur- und Töngesgasse auf und nieder, Blicke werfend in die winzigen schmalen Nebengäßchen, und dann etwa durch den Nürnbergerhof hinein in das finstere Gewusel um den Markt, so enthüllt sich schnell diese Art des Straßenbildes. In leicht gebogenen engen Gassen springt jedes Haus ein wenig vor und zeigt die Seitenkante; keine glatte Universalwand, wie im 19. Jahrhundert, sondern eine Reihung von Einzelwesen; und dazu jedes von ihnen wieder auf eigne Faust in einzelnen Stockwerken vorkragend, alle aber mit ihren Giebeln oder Zwerchhäusern nach der Straße gewendet, wodurch ihre Scheidung noch verstärkt wird. Das alles gibt, mit hier und da ans Tageslicht tretenden geschnitzten Konsolen, Erkern oder Türen, mit gekreuztem Fachwerk oder schieferbedeckten Wänden, mit Höfchen, Torblicken, dunkeln Treppenhäusern ein schattenzeugendes, spielendes Gesamtbild von hohem malerischen Reiz; aber keinen eigentlich architektonischen Eindruck, bei allem Reichtum an hübschem Zierwerk. Es ist das solide Bürgertum, das keinen unnützen Aufwand liebt, die reichsstädtische Gleichheit, unter der niemand sich besonders hervorzutun Lust hat. So ist die Baukunst

im wesentlichen auf das Nächstliegende und Raumausnützende gestellt und allerdings auch hierin, als in künstlerisch produktiven Zeiten, von gutem Maß und voller Anmut.

Dazwischen finden sich zerstreut wenige hervorragende Häuser von Patriziern oder Stubengesellschaften: ein paar gotische, steinern aufgeführt, mit stattlichem Zinnenkranz und Ecktürmchen; davon nur noch das Fürsteneck in der Fahrgasse, das Leinwandhaus am Dom und das Steinerne Haus in der Ecke des Samstagberges erhalten. Sind diese als Besonderheiten einer noch halb ritterlichen Gesinnung anzusehen, so kehren die stattlicheren Bauten der Renaissance völlig zu dem gewohnten Schema des Fachwerkhauses mit vorkragenden Stockwerken zurück, nur statten sie es reicher mit Schnitzereien, Bemalung und Steinwerk aus. Der eigentümliche Zwiespalt, der aus solcher stärkeren architektonischen Prätension und der windschiefen Haltung, namentlich an Eckhäusern, entspringt, macht dergestalt das Salzhaus, den großen Engel am Römerberg, die Goldne Wage mit ihren schönen Bogenstellungen zur ebenen Erde und den hochgereckten Verhältnissen fast zu Kuriosa.

Der Römer aber und die anderen öffentlichen Gebäude repräsentieren recht den ökonomischen Sinn des Gemeinwesens. Man brauchte große öffentliche Prunkräume, man hatte als Wahl- und später auch Krönungsstadt des Kaisers seine Repräsentantenpflichten; allerdings: aber wer in der Erwartung hinkommt, die Stätten der feierlichsten Zeremonien im alten Römischen Reiche deutscher Nation wie etwas Überwältigendes anstaunen zu können, der findet sich schwer enttäuscht.

Es war schon viel, daß man im 14. Jahrhundert die Wahlkirche S. Bartholomä zu einer imposanten Höhe ausbaute; aber dieser Kreuzbau von gotischer Engbrüstigkeit ist kein sehr erfreuliches, geschweige denn ein bedeutendes Bauwerk (mag ihm die schändliche Restauration des 19. Jahrhunderts auch noch so viel von seinem Reiz geraubt haben). Und die anderen Kirchen stehen ihm an Größe und Wert noch beträchtlich nach; die besten unter ihnen scheinen noch die Mönchskirchen der Dominikaner und Karmeliter gewesen zu sein. Hier war nicht das Feld zu hochgespannter künstlerischer Tätigkeit; hier herrschte der Handwerker und der Kaufherr, trotz dem Regiment der edlen Geschlechter. Es sieht nicht nach patrizischem Großtun aus, wenn der Rat im Jahre 1405, als ein Neubau des Rathauses dringlich wurde, zwei Häuser am Römerberg kauft und lediglich umbauen läßt, damit aber gleichzeitig einem dreifachen Zwecke Genüge tut: den Geschäften der Regierung, den Kaiserfestlichkeiten und dem Vermieten von Verkaufsstellen während der Meßwochen. Aber es liegt Stil in dieser Konsequenz; die Kaiser und Fürsten haben sich in den gegebenen Räumlichkeiten anscheinend ganz wohl gefühlt, und die mächtigen Römerhallen erwecken trotz ihrer merkantilischen Bestimmung auf jeden Fall heute mehr den Eindruck einheliger Machtäußerung als der neuerdings schrecklich überschminkte und glatt geleckte Kaisersaal im Oberstock.

Was nun aber die bis vor kurzem so treu gewahrte prachtvolle Einheit der Altstadt zerstört, ist das durchaus Fragmentarische ihres jetzigen Aussehens. Um den Dom und im ganzen Zuge der Battonn- und Bethmannstraße gibt es nur noch ein Trümmerfeld des alten

Zustandes. Hie und da ragt ein Zeuge der Vergangenheit noch auf, wohl auch ganze Häuserfluchten, aber der große Zusammenhang ist schmählich zerrissen, der Leib der innersten Stadt zerfetzt: und das zugunsten eines modernen Phantoms, eines „großzügigen" Straßendurchbruchs, der niemand nützt und keinem Segen bringt. Der flutende Verkehr hat sich um nichts von der Zeil verschoben, und der einzige Frequent der komischen Prachtstraße ist die elektrische Bahn.

Die Stadt aber blühte mächtig auf und wuchs so rasch im hohen Mittelalter, daß schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts wiederum ein besonders heftiges Bedürfnis nach Ausdehnung entstand. Vor den Toren der Altstadt waren Vorstädte erwachsen, umfangreiche Höfe der Patrizierfamilien, Gärtner- und Weinbauersiedlungen, weniger wohl städtische Betriebe; die wurden jetzt zur Stadt gezogen und deren Gebiet dergestalt mehr als verdoppelt. Die Wallstraßen innerhalb der Anlagen, von der Neuen Mainzer bis zur Langen Straße, bezeichnen den Verlauf der neuen Umwallung: ein so großzügiges Unternehmen, daß dieses Areal fast 500 Jahre für die wachsende Stadt genügt hat und erst mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts die mittelalterlichen Grenzen überschritten wurden.

Allerdings erlangte die Neustadt, lange Zeit spärlicher bevölkert und von Altfrankfurt durch die finstern, alten Mauern und Tore geschieden, niemals die volle Bedeutung der Messestadt. Sie blieb ein Stiefkind ländlichen Charakters, von Gärtnern und Bauern bewohnt und kommunal benachteiligt. Dieser halb rustikale Charakter drückte sich schon in seinen breiteren, aber unergründlich schmutzigen Straßen aus, in denen

Römerberg. (Kupferstich aus dem Krönungsdiarium 1658.)

Schweine und anderes Vieh ungestört sein Wesen trieb und die Misthaufen vor den Häusern anschwollen, trotz aller Verbote und Drohungen des Rates. War es doch selbst in der Altstadt nicht möglich, einen menschenwürdigen Zustand zu erreichen, da man Pflasterung kaum kannte und aller Unrat fröhlich auf die Straßen geworfen wurde, wo er mit dem Lehm des Bodens und den stehenden Regenpfützen einen ewigen Bund einging. Dagegen wollte es nicht viel besagen, wenn man 1399 endlich mit der Pflasterung (in der Allerheiligengasse) begann und in längeren Pausen ein Stückchen nach dem andern vornahm, und wenn 1388 ein eigenes „Dreckmeisteramt" eingesetzt wurde; noch 1481 konnte man es kaum erreichen, daß wenigstens zur Messezeit die Misthaufen aus der Stadt gefahren wurden, und zu gleicher Zeit mußte abermals das Verbot erlassen werden, Schweineställe nach der Straße hinaus zu errichten und die Tiere frei laufen zu lassen, damit sie nicht „die Lude irstenckten".

Für die Nachwelt aber hat die bäuerliche Sonderstellung der Neustadt die größten Vorteile gebracht. Die unerhörte Breite der Zeil — welche früher noch bedeutender war, da die Südseite erst im 16. Jahrhundert für den Häuserbau freigegeben wurde — und die stattlichen Pläne des Roßmarktes und Schillerplatzes verdanken ihr Dasein lediglich einer Raumverschwendung zugunsten der alten Befestigung: weil man mit der neuen gewaltigen Mauer erst spät, erst im 15. Jahrhundert fertig wurde, mußte währenddessen die Brauchbarkeit der alten, inneren erhalten bleiben und ein breiter Streifen davor der Bebauung entzogen werden. Aus diesem Streifen erwuchsen nach und nach

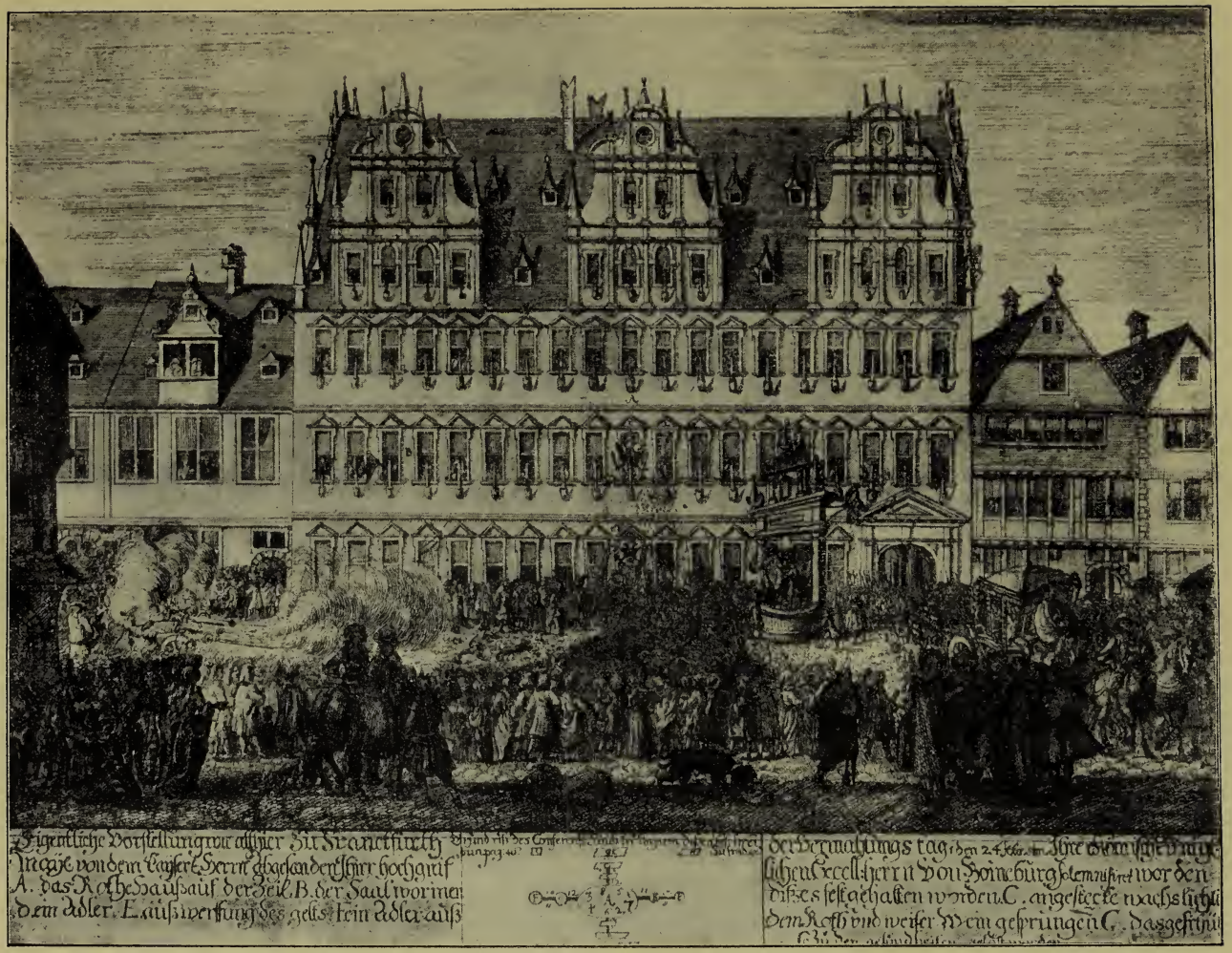
die erwähnten Plätze; auch die Zeil war anfangs nichts als eine Verlängerung des Roßmarktes, die sich bei der alten Konstablerwache totlief — die Neue Zeil ist ein Durchbruch ganz jungen Datums durch Bleichgärten und Sackgäßchen. Diese breiten Straßen und verfügbaren Landstriche prädestinierten die Neustadt zum vornehmen Viertel, das sie auch in der Tat wurde im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts. Die Aristokraten und Fürsten der Nachbarschaft bauten sich dort ihre Absteigequartiere, und an der Zeil und der Bockenhausergasse lagen die vorzüglichsten Gasthöfe Frankfurts, die einen Weltruhm genossen und Fürsten zu ihren täglichen Gästen zählten.

Heute ist das Aussehen der Neustadt ein indifferentes, dank der geschäftigen Gleichmacherei der letzten Jahrzehnte, der Verlegung des Geschäftsviertels in diesen Teil und dem Hinausrücken der vornehmen Quartiere ins Westend. Man hat gründlich aufgeräumt mit alten Herrlichkeiten. An der Zeil standen bis 1890 zwei Paläste, welche zu den schönsten deutschen Häusern des 18. Jahrhunderts gehörten: das Rote Haus, ein Gasthaus größten Stils, von Liebhardt in vornehmem Rokoko erbaut, später noch einmal im Stil Louis XVI. modernisiert, und der Russische Hof, das ehemalige Schweizerische Palais, von Pigage, dessen großer „italienischer Gusto“ Goethe im Jahre 1797 mit Recht entzückte. Beide fielen 1890 der Reichspost zum Opfer, welche in der Tat keine wertvolleren Gebäude in Frankfurt ausfindig machen konnte, um mit Gründlichkeit zu beweisen, wie gern man dort die eigenen Kunstwerke unschädlich zu machen suche und wie gut geschwollene Mittelmäßigkeit doch Reichspostgebäuden

anstehe. Es blieb nicht dabei; und man hat es nun glücklich so weit gebracht, daß in der Zeil, früher einer der prachtvollsten Straßen unserer Städte, ein abschreckendes Beispiel der Nachwelt überliefert wird, was die geschäftskluge Barbarei vom Ende des 19. Jahrhunderts sich gegen vornehme, alte Kulturenherausnehmen darf.

Von den Barock- und Rokokogebäuden stehen dort nur noch — und wer kann bei der herrschenden Gesinnung sagen, wie lange? — das Palais des Fürsten Thurn und Taxis, ein großes, prächtiges Hotel im französischen Geschmack von 1730, im wesentlichen von Robert de Cotte entworfen; das Senckenbergische Bürgerspital in der Stiftsstraße und die reizende Hauptwache auf dem Schillerplatz, das Meisterstück des Stadtbaumeisters Samhammer von 1730: will man aber einen Eindruck davon gewinnen, wie reich die Bautätigkeit zur Rokokozeit war, so muß man wiederum in die Altstadt gehen, wo erneuter Wohlstand und Geschmack oftmals die alten, engen Häuser im modischen Stil ausgewechselt hat. Aber Goethes Vater verfuhr hierin, als er 1755 sein Haus umbaute und die Ratsverordnungen gegen die Überhänge geschickt umging, wirklich nur wie ein großer Teil der Frankfurter; man wollte mit der Zeit mitgehen und heller und bequemer wohnen, aber man gab dabei nicht gern die alten Baugewohnheiten auf und blieb bei den Überhängen und Quergiebeln, so daß die Straßen auch durch viele Neubauten nichts Wesentliches an ihrem Aussehen einbüßten, wie man etwa an der Saalgasse erkennen kann. Dagegen ist hier auch die Zahl der Paläste von monumentalem Ehrgeiz noch reicher, weil die Spekulation bis jetzt keinen Grund gefunden hat, in der geschäftslosen, engen Gegend mit dem Über-

kommenen aufzuräumen; und man kann sich an lieblichen und kräftigen Gebilden jenes fruchtbaren Jahrhunderts erfreuen, vom Engelthaler Hof in der Töngesgasse (Nr.5) an, dessen bei aller Linienstrenge so heiteres und graziöses Régence die schönste Harmonie atmet, bis zu den mächtigen Voluten und Fensterstürzen des Saalhofes, einem Barockbau von 1715, dessen wuchtige Formen, breit gelagert, bis über den Main hin das ganze Ufer beherrschen, trotz des eifersüchtigen Rententurmes; und bis zum Deutschherrenhause drüben in Sachsenhausen, das mit dem Saalhof erfolgreich an gediegener Massigkeit und holländischem Geiste wetteifert, mit seinen ehrlichen Barockhelden am Portal, seinen malerischen Höfen und der breiten, leider verwahrlosten Prunktreppe. Die Vernachlässigung alter Bauwerke wird in Frankfurt so lange getrieben, bis die Baupolizei sich einmischt und etwa den Turm der Deutschordenskirche verunstalten läßt, oder bis ein praktischer Zweck sich auftut; wie z. B. das Thurn und Taxische Palais erst durch die Herrichtung zu einer Baukunstausstellung aus seinem Dornröschenschlafe geweckt wurde. Am besten aber tut man daran, sie niederzureißen: dann ist man alle Sorgen los. Mit dieser Art Kunstpflege hat man allbereits vor 100 Jahren begonnen, als die ganze Umwallung mit Toren und Türmen eilfertig abgetragen wurde; daß dabei der herrliche Eschenheimer Turm gerettet wurde, haben die Frankfurter lediglich der Fürsprache des französischen Gesandten bei dem Fürstprimas, Grafen Hédouville, zu danken, der mehr Geschmack und Einsicht bewies als die Reichsstädter, welche über diese Pietät vielmehr verdrossen waren; fand doch selbst der Stadtbaumeister Heß keinen Grund, den Turm zu erhalten,



Das Rote Haus auf der Zeil in seiner ersten Gestalt. (Kupferstich von 1699.)

dessen Niederlegung abermals 1832 und 1864 beantragt wurde, weil er „durch keine architektonische Schönheit ausgezeichnet sei, sondern als eine plumpe Mauermasse dastehe“; diesen Turm, der niemals ein Verkehrshindernis bilden kann, und dessen straffe, klare Linien von einem Frohsinn bürgerlicher Gesinnung, von einem kühnen Geist des Vorwärtsstrebens zeugen, wie er sonst in Frankfurt beispiellos ist. Er wurde in seinem wesentlichen Bestandteil 1426—28 von Madern Gertener errichtet, dem Schöpfer des Pfarrturmes, dem größten Künstler des mittelalterlichen Frankfurt.

Allerdings darf bei alledem nicht vergessen werden, daß die Niederlegung der Wälle und Bastionen ein Segen und eine Notwendigkeit war; nur hätte man dabei das unterschiedslose Zerstören alter Denkmäler sehr gut vermeiden können, wie das Beispiel des Eschenheimer und des Rententurmes beweist. Die wenigen Mauerreste, welche in den Wallgärten hervortreten, bilden nicht den geringsten Reiz in diesem Gürtel von Grün: sie ermöglichen dort die verschiedenen Niveaudifferenzen und damit überraschende Motive; stünde noch in ihnen oder in den Anlagen hier und da ein Turm, ein Torbau, ein Stück höherer Mauer: wie unendlich reich wäre diese Promenade, und dabei ohne eine Spur von falscher Ruinenromantik!

Doch auch so wie sie ist, darf sie den Dank aller beanspruchen; zumal da sie der einzige Ersatz für den öffentlichen Park ist, dessen die Stadt im Innern noch immer entbehrt. Die Gärten, welche sich von den hochgelegenen Häusern hinabziehen, bilden mit dem Gürtel der Anlagen ein grünes Meer; man genießt sie als eins mit ihnen. Die Promenaden selber aber, auf dem

Glacis der ehemaligen Festung gepflanzt und somit den Zickzacklinien der Bastionen folgend, mit allem Zauber reicher Abwechslung angelegt von einem feinen und geschmackvollen Könner, dem Stadtgärtner Rinz, sind als das Erbe einer vornehmeren und geruhigeren Zeit auf uns gekommen; als eine stille, freie Zuflucht vor dem Lärm des Tages, mitten hineingewachsen in die Großstadt, als ein grünendes Mal und Schlußwort nach einer langen und stetigen Entwicklung, an deren Schluß die Stadt das äußerste Ende ihrer Umgrenzung ausgefüllt hatte und nunmehr daran ging, diese Umgrenzung selber aufzulösen und jenseits derselben von neuem anzusetzen. Drüben über den Anlagen beginnt diese geschichtslose Stadt, beginnt das unabsehbar fortwachsende Häusermeer des 19. und 20. Jahrhunderts, beginnt das Frankfurt, das als Gartenstadt berühmt ist und das in seinem Äußeren wenig mehr gemein hat mit dem Wesen Altfrankfurts.

Stadtkämpfe im Mittelalter.

Als die Kirche des Heiliggeistspitals abgebrochen wurde, gelangten aus ihr zwei Grabsteine in die frisch restaurierte Nikolaikirche am Römerberg. Es sind die Gedenksteine des Sifried von Marburg genannt zum Paradies und seiner Frau Katharina zum Wedel, zwei ausgezeichnete Steinwerke vom Jahre 1386. Freilich hat der unbekannte Künstler die jugendliche Anmut der Frau Katharina mit größerer Liebe empfunden als die altgewordenen Züge des Mannes: seine geistige Größe vermag man nicht mehr aus diesen verwitterten Zügen zu lesen; dies ist die Gestalt eines demütig knieenden Durchschnittsbürgers, nicht die eines der glänzendsten Aristokraten von Frankfurt.

Sifried zum Paradies ist die erste große Persönlichkeit, die uns in der Frankfurter Geschichte begegnet; eine Persönlichkeit von so seltener politischer Begabung, daß sie allein sich mit Erfolg der demokratischen Strömung einer ganzen Zeit entgegenzusetzen und die Entwickelung einer bedeutenden Stadt in andere Bahnen zu lenken vermochte. Sifried ist es zuzuschreiben, daß das Stadtregiment von Frankfurt durch Jahrhunderte patrizisch blieb und daß Frankfurt eine ganz eigenartige Entwickelung nahm, die von der fast aller süddeutschen Reichsstädte verschieden war. Eine solche Persönlich-

keit verdient schon ihres beispiellosen Erfolges wegen ein prominentes Denkmal in der offiziellen Kirche des alten Rates, wie es die Nikolaikirche war; ein ihrem Range entsprechendes in der Geschichte des Mittelalters.

Die Entstehung der Reichsfreiheit ist in Frankfurt in tieferes Dunkel gehüllt als bei anderen Städten. Wir wissen nur, daß auch bei ihr wie in Worms, Straßburg usf. die Bevölkerung ursprünglich aus hörigen Handwerkern und Bauern sowie aus königlichen Ministerialen — zur Verwaltung der Domänen — bestand und daß nach und nach eine Menge sog. Königsleute und andere Freie und Halbfreie vom Lande in die schützenden Mauern zogen und Bürger wurden. Aus diesen bildete sich der Geschlechter- und Schöffenadel, die späteren Patrizier; während die leibeigenen Handwerker durch den Lauf der Dinge vom 11. bis 13. Jahrhundert freie Leute wurden und einen immer zahlreicheren Stand ausmachten, der sich in Zünften gliederte und neben sich in der gleichen Unterordnung unter die Geschlechter die „Gemeine" sah, die Menge der Krämer und anderen nicht zünftigen Bürger. Der regierende Rat ergänzte sich ausschließlich aus den Geschlechtern; und wenn es ihm im Laufe langer Zeiten, meist in Güte und auf dem Wege des Kaufes, gelang, die Stadt von ihrem feudalen Herrn, dem Vogte, freizumachen und die Verwaltung und Rechtsprechung in seine Hand zu bekommen, so hatte er dies wesentlich in seinem Interesse getan, da er die Macht des Herrschers in Händen behielt und, je unabhängiger er wurde, desto straffer die Zügel der Regierung und Aufsicht über die Zünfte und Gemeine anzog. In Frankfurt

war man bereits so weit gelangt, daß im wesentlichen nur der Kaiser als Herr der Stadt zu achten war; nur wenige Rechte besaß noch der Landvogt in der Wetterau.

Als die Dinge soweit gediehen waren und der Rat in allen Städten anfing, sich immer unverblümter als unumschränkten Herrscher zu fühlen und die Zünfte zu bedrücken, erhoben sich allenthalben in Deutschland die erstarkten und zum Machtbewußtsein gekommenen Handwerke und legten entweder das Regiment der Patrizier nieder oder erzwangen zum wenigsten Teilnahme an der Besetzung des Rates.

Im Anfang des Jahres 1355 begannen in Frankfurt die Zünfte den Kampf gegen den Rat, indem sie von ihm verlangten, daß er ihre bisher nur tatsächlich geltenden Zunftordnungen anerkenne und sie selber zu gesetzlichen Korporationen mache mit eigenem Gesetzgebungs- und Versammlungsrecht; was sehr not-

wendig erscheint, wenn man erfährt, wie der Rat vor kurzem eine Unterdrückungs- und Schikanepolitik gegen die Zünfte eingeleitet hatte. Dieses mußte auch sehr bald gewährt werden; und damit war das erste Ziel der Bewegung in Güte erreicht: die Zünfte waren als Körperschaften unabhängiger Art im Gemeinwesen fixiert; sie konnten sich nach Belieben zusammentun und zusehen, was sich weiter mit ihrer gekräftigten Macht erreichen ließ.

Welcher Gestalt waren nun diese Handwerkervereinigungen, die begehrten, die Hauptrolle im Staate zu spielen?

In einer Stadt wie Frankfurt, in der noch im 15. Jahrhundert unter den selbständigen Betrieben der des Handels nur 13% einnahm, worunter nicht mehr als 15 Großkaufleute, bedeuteten die Gewerbetreibenden allerdings den Kern und die Blüte der Bevölkerung. Sie sind nicht nach unseren heutigen Handwerksverhältnissen zu beurteilen; denn sie erschafften Geräte und Gegenstände jeden Bedarfes und Umfanges für einen weiten Kreis von Kundschaft, der unter Umständen über die Grenzen Deutschlands hinausging. Vom geringen Heimarbeiter bis zu bedeutenden genossenschaftlich organisierten Betrieben umfaßten sie die gesamte Industrie, das persönlichste Kunstgewerbe wie die Herstellung von Massenartikeln und täglichem Lebensbedarf; ihre Kundschaft konnte in der eigenen Stadt wie am fernsten Königshof oder Bauerngehöft sitzen; für den Vertrieb sorgten die Messen und reisenden Kaufleute. Da konnte das Handwerk sehr oft zum Wohlstand, ja zu Reichtum führen; es war kein Wunder, wenn die stattlichen Meister sich neben die Patrizier zu stellen be-

gehrten. Und da sie nicht nur die Kräftigeren und Zahlreicheren waren, sondern auch die besser Organisierten, so durften sie sich schon vermessen, jenen das Heft aus der Hand zu winden und das Stadtregiment anzutreten. Das gute Recht des Fortschritts und der wirtschaftlichen Entwickelung war auf ihrer Seite: sie haben, wie Gierke sagt, „zum erstenmal in der Geschichte das Recht und die Ehre der Arbeit zur Anerkennung gebracht". Daß sie aber fähig wurden, sich auf ihre Bedeutung zu besinnen, das verdankten sie der großartigen genossenschaftlichen Organisation, die sie sich gegeben hatten. Noch saß in den Zünften nicht eine Sippe weniger Bevorrechteter, denen Brotneid und Kastengeist den dumpfen Sinn regierten, die jedes Eindringen fremder Elemente, jede freiere Regung unmöglich machten, die ihre Genossen in engen Handwerksfesseln banden und zum Schaden des Publikums die Produktion nach ihrem Interesse regelten: vielmehr waren die Zünfte regsame Verbände geselligen und politischen Charakters, die „Lieb' und Leid miteinander trugen", die ihre Genossen schirmten nach Art einer Familie und von ihnen dafür völliges soziales Aufgehen verlangten; in denen einer für alle und alle für einen standen, die politisch und militärisch als unmittelbare Einheit auftraten und bei Prozessionen, beim Kirchgang, bei Totenfeiern von Genossen, welche die Zunft besorgte, beim Feuerwehr- und Wachtdienst gleichermaßen als Gesamtperson erschienen, und deren inniger Zusammenhang sich noch bei den Gelagen in ihren Trinkstuben handgreiflicher offenbarte, als in dem Verhältnis, das uns heute das wesentlichste für eine Innung dünkt, dem gewerblichen. Gerade hier hat der Zunft-

zwang am spätesten eingesetzt, und es gab viele Mitglieder, welche keineswegs dem Handwerk der Zunft angehörten, sondern ein anderes Gewerbe trieben oder überhaupt nicht Handwerker waren; da es manchem als Ehre und Vorteil gelten durfte, ein Zunftgenosse zu sein. Die Gewerbefreiheit, die Zulassung von Meistern, die Selbständigkeit des Einzelnen waren anfänglich ohne Schranken; erst nach ihrem politischen Aufschwung gerieten sie allmählich in das Fahrwasser der Selbstbeschränkung und der reinen Erwerbsgenossenschaft, als die sie seit dem 16. Jahrhundert verrufen sind.

Nachdem sie nun in Frankfurt ihr Selbstbestimmungsrecht gesetzlich anerkannt sahen, verbanden sie sich der übrigen Bürgerschaft und forderten jetzt mit unwiderstehlichem Nachdruck das Recht, ihrerseits Vertreter frei zu wählen und in den Rat zu schicken, damit die Bürgerschaft teil an der Regierung nehmen und jederzeit das Finanzwesen der Stadt überwachen könne. Und der Rat mußte wiederum nachgeben und 1358 sich sechs von den Zünften und der Gemeine gewählte Mitglieder beiordnen lassen. Er war nun in der Tat eine Vertretung der gesamten Stadtbewohner, und Frankfurt war auf dem Wege, friedlicher und vertrauensvoller zum Ziele der Volksrepublik zu gelangen, als es den meisten der anderen Reichsstädte beschieden war. Da trat mit plötzlichem Entschluß ein Mann dieser ganzen Bewegung entgegen und brachte sie nicht nur zum Stillstand, sondern vernichtete alles, was sie bisher erreicht hatte.

Sifried zum Paradies war kein geborener Frankfurter. Er stammte aus Hessen — sein eigentlicher Name war: von Bidenkapp — und wurde 1347 Bürger von Frank-

furt; seine Häuser am Liebfrauenberg, „zum Paradies und Grimvogel“ stehen noch, wenngleich nicht mehr in der Verfassung, in der er sie hinterließ: mit steinernen Mauern, mit Zinnenkranz und Türmchen; in diesem Stile, der mehr an die Burgen des Landadels denn an das bescheidene Bürgerhaus erinnerte, hat er sie 1367 neu gebaut und dergestalt auch äußerlich den Aristokraten zu erkennen gegeben, der er war. Als Freund und Berater des Kaisers Karl IV., für den er lange Zeit tätig war, und der, wenn er Frankfurt besuchte, nur in seinem Hause abstieg, besaß er dessen Gunst in so hohem Grade, daß er fast unbedingt auf ihn bauen konnte, zum wenigsten im Kampfe mit der Stadt: hier fanden sich die ritterlichen Instinkte des Kaisers und des Patriziers. Sifried hat nur mit Karls IV. Hilfe Frankfurt bezwingen können; aber schon das bedeutet einen für jene Verhältnisse weitschauenden politischen Blick, daß er für sich den Plan fassen konnte, die Frankfurter Verfassung auf ihren ursprünglichen Charakter der Geschlechterherrschaft zurückzuführen und sich dazu der kaiserlichen Autorität bewußt als Mittel zu bedienen. Denn politisch klare Gesinnung und Zielbewußtheit war keine sonderlich starke Seite des mittelalterlichen Deutschen, am wenigsten des Bürgers; dieser ließ sich eher treiben, er vollbrachte seine Schöpfungen durch das Medium der Massenbewegung, des instinktartigen Volkswillens. Der Einzelne, der sich ihm mit Bewußtsein gegenüberstellte, war durch politische Absichten von vornherein der Masse überlegen.

Der starke Wille dieses Mannes also vollbrachte das Wunder, die Stadt Frankfurt, die den Patriziern

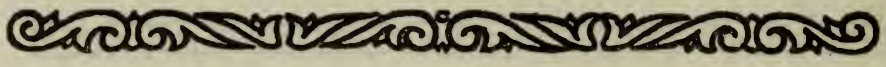
schon verloren schien, ihnen wieder zu erorbern. Er hätte für sich nichts vermocht, auch nicht mit Hilfe seiner Gesinnungsgenossen in der Stadt; diese haßten ihn vielmehr zum guten Teil selber und widerstrebten seinem Beginnen, vielleicht, weil sie in ihm weniger den Oligarchen als den zukünftigen Tyrannen zu sehen glaubten; weil ihnen der Freund des Kaisers von vornherein verdächtig war. Denn allerdings, herrisch genug verfuhr Sifried bei seinem Unternehmen, und die ausschließliche Hilfe des Kaisers, durch die er alles, was er wollte, durchzusetzen wußte, machte sein Streben höchst verdächtig. Es lag nicht in der Gewohnheit der Kaiser, sich um die inneren Angelegenheiten der Städte zu sorgen. Wenn Karl IV. sich nun in auffälliger Weise in die Frankfurter Händel einmischte, und zwar immer zugunsten Sifrieds und gegen die errungene zünftische Verfassung, so lag es auf der Hand, daß er in diesem Falle nur das machtvolle Werkzeug für Sifrieds Ideen war. Allerdings tat er es nicht umsonst, wie er denn schwerlich etwas aus bloßer Freundschaft gewährte; er ließ sich seine Dienste am Schlusse reichlich bezahlen, und Frankfurt trug die Kosten, nicht Sifried oder seine Partei. Den Vorwurf eines nicht ganz einwandfreien Handelns kann man dem Meister der Aristokraten Frankfurts nicht ersparen.

Sein Auftreten auf dem politischen Kampfplatz in Frankfurt im Jahre 1360 bedeutete sogleich Unruhen und Streit. Der ausdrückliche Befehl des Kaisers machte ihn zum Schöffen: ganz Frankfurt erhob sich gegen diesen offenbaren Willkürakt; er aber setzte seinen Willen durch und bestieg den erledigten Schöffenstuhl. Er wollte eine Patrizierpartei; und nach einigen Jahren

Steinernes Haus mit dem Blick nach dem „Lämmchen“.
(Lithographie nach Ernst Lang.)

seiner Wirksamkeit folgte sie ihm als ihrem Führer. Die Zünfte tobten, sie wollten den verhaßten und gefährlichen Mann beseitigen: es gelang ihnen nicht, Sifried hielt einer wilden nächtlichen Szene im eigenen Hause stand, und der Erfolg war nur, daß sein Einfluß beim Kaiser stieg. Er benutzte ihn klug; und als Tumult und Aufruhr in Frankfurt auf ihrem Höhepunkte standen, erwirkte er von Karl IV., daß er gewalttätig einschritt und mit einem vernichtenden Schlage die Häupter der Opposition beseitigte, die Ruhe wiederherstellte und die Regierung dem alten, rein patrizischen Rate zurückgab, indem er die Zünfte aus dem Rat entfernte. Es war der Staatsstreich von 1366, eine aristokratische Radikalumwälzung; der Kaiser hatte den Erzbischof von Mainz zu seinem Kommissar ernannt und des Reiches Vollmacht zur strengsten Ausführung von Sifrieds Programm zur Verfügung gestellt. Der Stadt blieb nichts übrig, als sich zu fügen; die Führer des Volkes flohen und wurden aus Frankfurt verbannt, die Zunftordnungen nach wenigen Jahren in streng reaktionärem Sinne revidiert, die Zünfte selber der Aufsicht des alleinherrschenden Rates unterworfen. Sifried erhielt, gleichsam als Zeichen, daß er der Besieger der Stadt sei, von Karl das Amt des Schultheißen und ward noch reich mit Gerechtsamen und Gnadenbeweisen bedacht.

Das aber gereicht ihm zum Ruhme, daß er nicht seine eigene Ehre suchte, sondern die seiner Standesgenossen, mit denen er die gesicherte Herrschaft teilte. Er verwandte seinen Einfluß beim Kaiser dazu, die letzten Reste von Stadtherren-Gewalt dem Landvogt der Wetterau zu nehmen. Ulrich von Hanau besaß als



solcher die vom Reich ihm verpfändete Verfügung über das Schultheißenamt und den Forst Dreieich (den Stadtwald von heute); Sifried durfte diese Pfänder von ihm einlösen und sie der Stadt übertragen, die damit in den endgültigen Besitz aller ihrer eigenen Hoheitsrechte gelangte. Man darf die Bedeutung dieser Ablösung nicht unterschätzen. Saß doch ursprünglich der germanische König selber zu Gericht, und galt sein späterer Stellvertreter im Verfahren, der Schultheiß, nächst dem Vogt als der vornehmste königliche Beamte, welcher der Stadt gebot: war nun die Vogtei über Frankfurt längst eingegangen, so hatte der Erwerb des Schultheißenamtes durch die Stadt den Sinn der vollen Autonomie, die keinen Landesfürsten, nur noch den Kaiser als aller Herren über sich erkannte, weil sie aus eigenem Rechte zu Gericht sitzen ließ.

Der Rat war und blieb nun bis ins 18. Jahrhundert im wesentlichen ein reines Geschlechterregiment. Zwar gab es in ihm auch eine Handwerkerbank; diese bestand allem Anschein nach schon vor 1355 und blieb auch nachher bestehen, allein sie war nur ein Gnadenbrot, das die hohen Herren dem Volke hinwarfen, und besaß niemals die geringste Bedeutung, da ihre Insassen vom Rate selber nach seinem Interesse ausgewählt und also schwerlich auch nur eine Kontrolle auszuüben imstande waren.

Dank seines patrizischen Regimentes, das den Adel innerhalb seiner Mauern festhielt und Verbindungen mit der Fürstenwelt ermöglichte, dank allerdings auch seiner Eigenschaft als Wahl- und Krönungsstadt der deutschen Kaiser hat Frankfurt stets eine Sonderstellung unter den Reichsstädten eingenommen. Es wurde von

Kaiser und Reich in seinen Freiheiten geschont und hat sich besonderer Aufmerksamkeit von Wien her erfreut, die freilich manchmal in sonderbare Zumutungen auslief; es überstand alle Schreckniſſe der deutschen Geschichte besser und überdauerte, als zähestes Überbleibsel, einzig von allen Reichsstädten mit Ausnahme der drei hanseatischen den Zusammenbruch im 19. Jahrhundert. Die Entwickelung Deutschlands war allem Demokratischen abhold, sie ließ nur Gemeinwesen bestehen, in denen wie in Frankfurt die bürgerliche Kanaille von einem hochwohlgeborenen und wohlfürsichtigen Senate von Adligen regiert wurde. Und dieser Rat, so verwerflich seine Vetternwirtschaft auch durch ganze Jahrhunderte sein mochte und so drückend er auf der Bürgerschaft lastete: er wußte immer genau, wie er sich zu benehmen und zu wenden hatte, um das morsche Staatsschifflein durch die Brandung zu bringen. Waren die übrigen Städte durch den verderblichen Ausgang ihres Krieges 1388 eingeschüchtert und auf die Defensive beschränkt, wurden sie dergestalt nach und nach von den Fürsten untergekriegt: Frankfurt behielt den Kopf anscheinend immer oben, weil es mit einer unverrückbaren Folgerichtigkeit die Politik der Neutralität befolgte und mit großer Zähigkeit sich nach jedem Dilemna wieder auf die Füße stellte; nachgiebig und elastisch, hielt es doch mit großer Unerschrockenheit an seinen Privilegien und Freiheiten fest und bewahrte sich selbst im Unglück und gedemütigt den Mut der Offenheit und Überzeugung. Das vermag aber nicht ein demokratisches Regime, das leicht zu schwankender Politik und zu einer kleinlichen Kirchturmsbetrachtung neigt, wie sie das Verderben der deutschen Städte verschul-

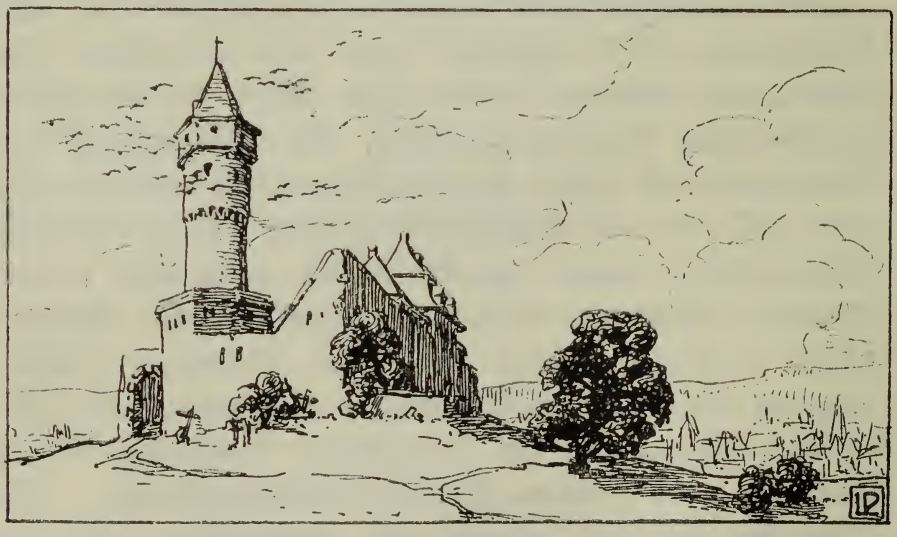
det hat. In Frankfurt aber entwickelte sich auch in der Bürgerschaft ein eigentümlich selbständiger oder eigensinniger Geist; man fühlte sich im ganzen wohl geborgen unter der Hut seines Senates, wenn man auch hin und wieder gegen seine Mißwirtschaft im Innern aufbegehrte, man hatte fast durch alle Zeiten sein Auskommen und besaß unbändigen Stolz auf seine Reichsbürgerschaft. Diese Sicherheit unangetastet zu wahren, für den Verdienst der Stadt zu sorgen und sich um große Politik weiter nicht zu kümmern, das wurden immer mehr die leitenden Gesichtspunkte der Frankfurter Ratsherren. Die ungemeine bürgerliche Solidität und die wirtschaftliche Blüte sind noch heute fortdauernde Erzeugnisse und Zeugen dieser konservativen Politik; und Sifried zum Paradies ist der Mann, der den Charakter des Konservatismus in Frankfurt mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit begründet hat.

Sifried starb nur zwei Jahre, bevor der große Kampf der Reichsstände zu ungunsten der Städte entschieden wurde. Die immer stärkere Scheidung von Stadt und Land, d. h. Rittertum, war in der Zeit der Zunftbewegungen so weit gediehen, daß nur offene Gewalttat entscheiden konnte. Seit den siebziger Jahren folgten sich die großen Einungen der Städte und die Bünde der Ritter und Fürsten in ununterbrochener Reihe; überall stand man gewaffnet gegeneinander; am Mittelrhein vor allem ein rheinischer Städtebund gegen die ritterliche Gesellschaft vom „brimmenden Löwen“: hier war auch Frankfurts Stelle an der Seite der übrigen Städte. Aber so überlegen die in ihren Mitteln auch waren gegenüber den Fürsten und Rittern, ihr geringerer po-

litischer Sinn und ihre bürgerliche Schwerfälligkeit ließen sie unterliegen. Das republikanische Prinzip ward besiegt, die Städte 1388 geschlagen bei Döffingen und bei Worms, und Frankfurt, das noch seine besonderen Feinde besaß, mußte eine schwere Separatniederlage über sich ergehen lassen. Bei Eschborn, nicht fern von der Stadt, ward es im nächsten Jahr empfindlich zurückgeschlagen, viele Bürger getötet und mehr noch gefangen genommen.

Aber in dieser Not bewährte sich sogleich der echte Bürgersinn. Kein Aufruhr gegen den patrizischen Rat brach aus; vielmehr beeilte sich dieser, zu so außergewöhnlicher Stunde freiwillig die Bürgerschaft zur Regierung und Hilfe heranzuziehen, und ergänzte sich durch 20 neue bürgerliche Mitglieder. Und Rat und Bürgerschaft hielten unverbrüchlich zusammen in der Gefahr. Was man einst als Zeugnis solcher Gemeinschaft beschlossen hatte: daß jeder gefangene Bürger von der Stadt eingelöst, jedem das ersetzt werde, was er auf Kriegszügen für die Heimat eingebüßt — das wurde nun im größten Umfang treulich gehalten. Die fürstlichen Feinde erpreßten ein ungeheueres Lösegeld, urd Frankfurt mußte für jene Zeit so enorme Summen aufnehmen infolge dieser einen Niederlage, daß noch 100 Jahre später die Schulden nicht völlig getilgt waren. So bedeutsam war dieser Schlag, so empfindlich traf er die verwundbarste Stelle der Städter; aber so unzerstörbar zeigte sich auch das Gefühl innigster Gemeinschaft, das die Stadt zusammenhielt und sie als eine einzige große Genossenschaft erkennen läßt, in der der einzelne aufgeht und in der die Gesamtheit für jeden einsteht und jeden Genossen schirmt.

Erobern konnten die siegreichen Ritter Frankfurt so wenig wie irgend eine andere Stadt. Aber die politischen Folgen waren traurig genug für die Städte, und es blieb seitdem nirgends ruhig; allenthalben hatten sie sich mit fehdelustigen Herren und Raubrittern herumzuschlagen, die in ihren schwer angreifbaren Nestern saßen und ihren Lebensunterhalt durch Plünderung des verhaßten „Pfeffersacks“ auf den Landstraßen gewannen. Frankfurt hatte besonders von ihnen zu leiden; am



Taunus saß, Nest an Nest, die schlimme Brut, um so schlimmer, als häufig große geistliche Herren, Erzbischöfe von Mainz und Trier, ihre Sippen waren, welche mit ihren Neigungen durchaus nicht auf Seite der Krämer standen. Gegen sie wurde die Landwehr in weitem Kreise um die Stadt errichtet, mit Wall und Graben und einem undurchdringlichen Dickicht, dem „Gebück“, mit den noch jetzt zumeist erhaltenen Warten an den Stellen, wo die Landstraßen in das gesicherte Gebiet eintraten; Tore gleichsam der vergrößerten Stadt, mit

einem Turm für den Wärter, der nahende Feinde erspähen und der Stadt melden mußte, und einem geschlossenen Hof, wie es die Friedberger und die Sachsenhäuser Warte auf ihren Höhen noch treulich künden. Die Ritter verdrossen natürlich solche Anstalten, und sie bestanden hartnäckig darauf, die Warten immer von neuem zu zerstören und am Bau zu hindern; denn von den Türmen wurde ihr Nahen immer rechtzeitig entdeckt, und Krämer und Bauern konnten sich in Sicherheit bringen.

Um sich der ewig schwärmenden ritterlichen Wespen zu erwehren, hatte Frankfurt zwei Mittel an der Hand: es mußte die Raubnester brechen oder deren Insassen durch Sold in seinen Dienst und Interesse ziehen. Beides geschah zu allen Zeiten, aber es hat niemals von Grund aus geholfen. Alle Burgen zu zerstören, war nicht möglich, und die Pensionen hinderten die ehrlichen Haudegen nicht, wenn es ihnen paßte, aus dem Dienst der Stadt zu weichen und die bisherigen Schützlinge selber zu schröpfen. Es gab im Mittelalter viele derartige Landsknechtsnaturen unter den Junkern, welche mehrmals den Beruf des Stadthauptmannes und des Wegelagerers wechselten; und schließlich durfte die Stadt froh sein, wenn sie von diesen großspurigen Erpressern nur Unschädlichkeit erkaufte.

Auch mit dem Klerus, dem natürlichen Verbündeten des Adels, gab es gleich nach der großen Städtefehde eine erbitterte Auseinandersetzung. Die großen Stifter innerhalb der Stadt, welche einen beträchtlichen Teil des Grundbesitzes einnahmen, und deren Vermögen durch Legate an die tote Hand beständig wuchs, waren gleichwohl nach altem Recht steuerfrei. Das bedeutete

für den Rat eine beträchtliche Einbuße an Einkommen und außerdem noch eine Gefahr: die geistlichen Herren konnten auf diese Weise allmählich in den Grundbesitz der ganzen Stadt gelangen, und die Bürgerschaft wohnte auf unterhöhltem Boden. Es war auch schon arg genug: im Jahre 1463 wurden über 400 Häuser in Frankfurt gezählt, welche leer standen und verfielen, weil die Mieter nicht mehr den Grundzins an die Kirche hatten zahlen können. So bedenkliche Symptome eines geistlichen Übergewichts reizten den Rat zu schleuniger Gegenwehr; und er führte von 1389 bis 1407 mit zäher Energie seinen Kampf gegen den Klerus und dessen Oberhaupt, den Erzbischof von Mainz. Die Geistlichkeit sollte ihm Beede steuern und Ungelt aus ihrem — bisher auch abgabenfreien — Weinschank und Naturalienverkauf, daß sie den anderen Bürgern nicht schädliche Konkurrenz mache und der Stadtsäckel gefüllt werde. Sie blieb bei ihrem rechtlichen und vernünftigen Verlangen, die Geistlichkeit bei ihren unsinnigen Privilegien; der Zank ging so weit, daß der Erzbischof die streitbare Stadt 1495 exkommunizierte. Aber der Rat gab nicht nach, und am Ende triumphierte seine kluge Hartnäckigkeit, indem er sich über die Köpfe des Frankfurter Klerus hinweg mit dem Erzbischof von Mainz verständigte, der für einen nicht unbeträchtlichen Judaslohn aus dem Ratssäckel seine schutzbefohlenen Stifter den Frankfurtern auslieferte.

Dieser Erfolg ist kaum einer der übrigen Städte geglückt. Frankfurt aber blühte nun vollends auf unter dem Schutze seiner Neutralität, welche es auch nicht zugunsten einer Schwesterstadt aufgab. Das ungeheure Unglück, welches die Mordnacht von 1462 über Mainz

brachte, gab nur die Veranlassung, daß Frankfurt wie die anderen Städte sich stärker vorsah, und schlug ihm selber zum Segen aus, indem eine Anzahl wohlhabender Bürger aus Mainz in seinen Schirm flohen und Wohlstand und Betriebsamkeit stärkten.

Frankfurts Leben und Kultur im 15. Jahrhundert.

ewerbe und Handel hielten sich zum wenigsten in den süddeutschen Städten eine Zeitlang die Wage; und so war es auch in Frankfurt, wo die Entwickelung mit ziemlicher Stetigkeit die anfänglich vorherrschende Industrie vom Handel überflügeln ließ. Die Ursache davon lag in den Messen, welche anfänglich gerade zur Verbreitung und Blüte der Frankfurter Gewerbe mitgewirkt hatten, im Laufe des 16. Jahrhunderts aber dazu beitrugen, das Schwergewicht auf den Handel zu verlegen.

Entstanden sind die nachmals so berühmten Messen aus einem lokalen Markt, wo die Produkte der fruchtbaren Wetterau und der Handwerke ausgetauscht wurden. Die außerordentlich günstige Lage an der Wasserstraße des Mains und inmitten reicher Landschaften mußte den Umfang dieses Marktes rasch vergrößern und in Verbindung mit einem großen kirchlichen Fest, der Messe am St. Bartholomäitag (um die Osterzeit) die Frequenz auf weitere Landstrecken ausdehnen. Durch einen feierlichen Schutzbrief, den 1240 Kaiser Friedrich II. allen zur Frankfurter Messe Reisenden ausstellte, war ihre Bedeutung politisch gewährleistet.

Mit dem Steigen des Messeverkehrs hob sich natürlich auch das Handwerk in Frankfurt, soweit es auf

Export arbeiten konnte. Vor allem blühte die Textilkunst, deren Erzeugnisse auf den Messen nach allen Entfernungen hin ausgedehnten Absatz fanden. Das Weberhandwerk galt für vornehm; noch im Zünfteaufstand fand sich unter den Führern ein Wollenweber edler Abkunft, der Reichslehen besaß, Andreas Heilegeist. Und es war damals durchaus noch möglich, mit dem Handwerksbetrieb ein Vermögen zu erwerben. Bothe hat dargelegt, daß die Entstehung der großen Vermögen in Frankfurt nicht allein auf der Bodenrente aus patrizischem Grundbesitz ruhte, sondern ebensowohl auf vergrößertem Gewerbebetrieb und auf Kleinhandel. Unter dem Handel ragte vor allem hervor der mit Wein, welcher auch in der unmittelbarsten Umgebung Frankfurts in großen Mengen gezogen wurde. Aus allen diesen Quellen entsprang der Strom des Geldkapitals, welcher von selbst zum Großhandel führte. Die Frankfurter Messe war es, die den Anstoß zu selbständigen Unternehmungen gab; gleichwohl muß noch im 15. Jahrhundert der Frankfurter Geschäftsverkehr in den Zwischenzeiten gering gewesen sein im Vergleich zu dem beispiellosen Umsatz in den Messen. An diesen erkennt man handgreiflich, wie wenigstens zeitweise der alte unmittelbare Warenaustausch mit elementarer Macht durchbrach; wo es sich um wirklichen Massenvertrieb handelte, vermochte die noch unvollkommene Geldwirtschaft auch des späten Mittelalters sich nur durch Warenpräsenz zu helfen. Die zentrale Lage Frankfurts, für die Zufuhr von Deutschland, Frankreich, den Niederlanden gleich gelegen, bewahrte ihm die Vorherrschaft seines internationalen Jahrmarktes, so oft auch Mainz oder andere Nachbarn ihm

dies Vorrecht streitig zu machen suchten; und nur infolge der Erschließung des Ostens gewannen die rivalisierenden Messen von Leipzig und Frankfurt a. O. ihre Bedeutung.

Wie geschäftig sich dennoch schon das Kapital in Frankfurt auch auf eigene Faust betätigte, kann man aus der Tatsache entnehmen, daß hier zuerst unter allen Städten der Rat auf den Gedanken kam, das vorhandene Geld durch Anlegung einer Bank fruchtbar zu machen. Es war eine höchst ökonomische Idee, an Stelle der abenteuerlichen Geldwirtschaft mit hochverzinsten Judenleihen und den sehr bedenklichen Leibgedingen und Wiederkäufen (welche auf lebenslängliche Rente gegen eine der Stadt einmal dargebotene Summe hinausliefen) eine eigene Handelsbank aufzustellen, welche nicht nur billige Anleihen ermöglichte, sondern auch noch Reingewinn von erheblicher Höhe für die Stadt abwarf. 1402 richtete man diesen „Wessil" ein: in der Tat eine Leistung von erstaunlichem Scharfblick und unübersehbarem Nutzen für die Stadt und den Handel, über deren Tragweite man sich auch wohl bewußt gewesen sein mag; denn die Bank nahm einen solchen Aufschwung, daß schon im Jahre darauf drei Filialen errichtet und an Private vergeben wurden, während die Stadt die Hauptbank in eigener Verwaltung behielt. Da die Barbestände des Staates schwerlich zur Deckung ausreichten, wurde auch Bürgern gestattet, sich mit Einlagen zu beteiligen. Wie schwunghaft die Geldgeschäfte, zumal in Verbindung mit den Messen gingen, beweist der Reingewinn von 991 Gulden, den der Stadtsäckel in einem der folgenden Jahre daraus zog; einer ansehnlichen Summe, bedenkt man, daß beispiels-

weise ein Haus schon mit 20, ja mit 5 Gulden bezahlt war.

Es war allerdings manchmal kein Vergnügen, sich um sein Geld sorgen zu müssen. Säumige Schuldner konnte man zwar in den Schuldturm bringen, allein der Rat behielt sie nur vier Wochen darin; dann mußte man für sie ein Privatgefängnis suchen oder bauen und sie obendrein noch beköstigen; für menschenwürdige Behandlung sorgte der Rat. Es war von ihm ein anerkennungswertes Prinzip der Humanität — für mittelalterliche Verhältnisse! — den Schuldner in keiner Weise dem Hasse des Gläubigers zu überantworten: aber welche Umständlichkeiten, um nur sein eigenes Geld wiederzubekommen! Schließlich bereitete es dem Schuldner noch besonderen Spaß, in einem gar nicht des Amüsements entbehrenden Gefängnisse sich so lange von seinem Gebieter füttern zu lassen, bis dieser an dem unfreiwilligen Hausgenossen genug hatte und ihn laufen ließ.

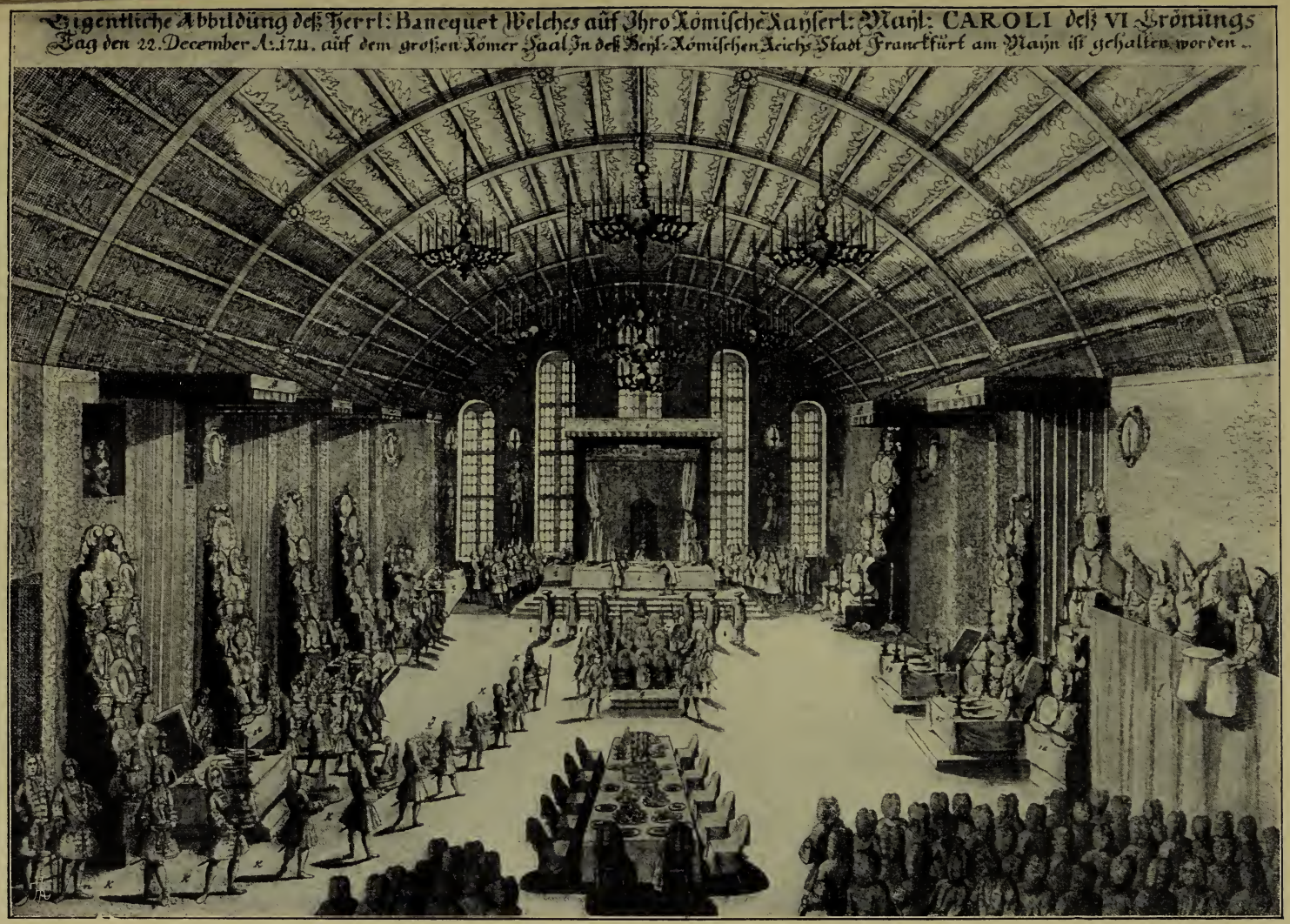
Wenn das Kulturniveau eines Volkes steigt, so haben daran zuerst nur immer die höheren Gesellschaftsschichten teil; die unteren verharren stufenweise länger auf niederem Standpunkt. So können wir durch eine sozusagen phylogenetische Methode uns das Leben der gut gestellten Bürger im Mittelalter an dem der sogenannten Ungebildeten unserer Zeit vergegenwärtigen: es war eine wesentlich materielle und höheren Schwunges entbehrende Kultur, in der nach der angespannten Arbeit die Tendenzen und Genüsse auf Sinnenbefriedigung zielten und das, was wir etwa Bildung und geistigen Genuß nennen, aus dem Lebensbilde so ziemlich auszuschalten ist. Zwar entbehrte der Reichsbürger nicht

der Schulen; er lernte Katechismus und mußte wohl meist auch für seinen Beruf die Elemente von Lesen, Schreiben und Rechnen lernen; er übertraf mit solcher Volksschulbildung wiederum weit die adelsstolzen Junker und Fürsten, welche bis in die Zeit des Humanismus dergleichen in der Regel nicht für notwendig erachteten. Damit war aber für den Laien der Studiengang beendet; in auffallend frühem Alter trat er ins praktische Leben und fand nicht mehr Zeit, an gelehrte Possen zu denken. Das geistige Brot bot ihm die Kirche und was mit ihr zusammenhing; das ganze Leben der Städter war mit ihr so innig verbunden, daß man fast von einer Staatskirche in diesen kleinen Territorien sprechen kann. Nicht nur verquickten sich mit ihr alle öffentlichen Angelegenheiten, waren kirchliche Feste staatsoffiziell und staatliche Feierlichkeiten durch des gesamten Klerus Teilnahme geweiht: auch die Situationen des privaten Lebens wurden mit Religion bei passenden und unpassenden Gelegenheiten durchdrungen. Es gab in Frankfurt einen besonderen Feiertag für die Saufbrüder, den Urbanstag (es war der 25. Mai), an dem man in Prozessionen herumzog und hierbei von Religions wegen vor allen Schenken Halt machte; man verordnete zu seinem Seelenheile nicht nur Messen, sondern auch Legate, armen Leuten Bäder zu spenden, und nannte dieses „Seelbad“; man schloß vom Rat aus 1432 die öffentliche Spielbank aus Furcht vor dem göttlichen Zorne, welcher die Zuchtrute der Hussitenkriege, vorläufig noch aus der Entfernung, schwang. Und ein merkwürdiges Beispiel einer geheimnisvoll religiösen Lotterievorstellung wird aus der Zeit des Dom-Neubaues gemeldet, aus der ersten Hälfte des

14. Jahrhunderts. Am Rathause saß ein Mann, der sammelte freiwillige Gaben für den Bau ein; Naturalien, oft geboten, wurden jeden Samstag versteigert. Da geschah es wohl, daß Männer und Frauen hinzutraten und ihre kostbarsten Kleider opferten, um sie am Samstag wieder zu ersteigern. Die Selbstkasteiung, die darin liegt, die Höhe des Opfers von Gott selber auf dem irdischen Wege der Versteigerung zu erfahren, diese Mischung von Trivialität und Inbrunst findet ihr würdiges Seitenstück in der altdeutschen Institution der Gottesgerichte; und auch für das Alter des reellen Geistes der Frankfurter ist dieser Fall bezeichend. Hier wird uns von keiner religiösen Volksschwärmerei, von keinem Erfolg der Mystik und des frommen Wahnsinnes bei Kirchenbauten gemeldet; kaum daß man einen schmalen und etwas verunglückten Dom sich errichtete, wie das kleinste Nest in religiös angelegten Gegenden (man konnte nicht umhin, und zur Stätte der Kaiserwahl langte er just noch). Das Schwergewicht lag in Frankfurt seit jeher auf der Seite des materiellen Wohlergehens, und weil man sich um den Himmel nicht allzuviel Mühe gab, so gedieh auch die Herrlichkeit der Welt bei ihnen.

Nun lagen allerdings in Frankfurt die Verhältnisse sehr günstig für die Betätigung eines fröhlichen und weltlichen Sinnes. Die Messe regte die Bewohner zweimal jährlich eine Reihe von Wochen mächtig auf und bot unerschöpflichen Anlaß, sich zu rühren in Erwerb und Lust. Schon die Art, in der die einleitenden Zeremonien vor sich gingen, die kriegerische Einholung der Messefremden, „das Geleit“, und die Konventionen des „Pfeifergerichts“, luden zu gaffendem Genießen

eines bunten glitzernden Gepränges ein. Dessen wohlerhaltene Altertümlichkeit tritt in Goethes „Wahrheit und Dichtung“ lebendig hervor; nicht minder das unerhörte Zusammenströmen und Gedränge seltsamer Dinge und Existenzen: man kann keine bessere Vorstellung des mittelalterlichen Frankfurt gewinnen, dessen Aussehen und Treiben sich durch Jahrhunderte so zäh erhielt, als aus diesem farbenleuchtenden Buche. Und nun kam zu dem aufregenden Getümmel auch noch eine weitgehende Drangabe kirchlicher und polizeilicher Einschränkungen des Alltags: die Polizeistunde für Gastwirtschaften hörte auf, der Verkehr war frei und unbegrenzt in der Masse von Menschen, das Fleischverbot für Fastentage, die Sonntagsruhe, ja selbst der kirchliche Bann und die Reichsacht waren für die Dauer der Messe aufgehoben. Da regte sich grenzenlos die Vergnügungs- und Schaulust, und von den ordinärsten Spaßmachern und Freudenmädchen, die in ungezählten Scharen sich einfanden, bis zu auserlesenen musikalischen Genüssen konnte man alles finden, woran ein mittelalterlicher Mensch sich freute. Selbst der Rat war naiv genug, die günstige Gelegenheit nach seiner Art wahrzunehmen. Wenn er das Glücksspiel nicht verbieten mochte oder konnte, so wollte er davon wenigstens Gewinn ziehen, und er tat 1379 eine öffentliche Spielbank „auf dem Heyßenstein“ auf, aus der er zunächst steigende Pachtsummen, seit 1396 auf eigene Rechnung einen Gewinn bezog, der den aus der Handelsbank noch überstieg, obwohl nur während der Meßwochen gespielt wurde. Mit diesem ungleichen Gespann von Banken war er in Deutschland der Entwickelung so weit voraus, daß er wenigstens mit der



Der Kaisersaal im Römer mit Darstellung des Krönungsschmauses. (Kupferstich aus dem Krönungsdiarium 1711.)

Spielhölle der Einzige blieb und auch nicht seinem natürlichen Schicksale entging, das ihn in der Gestalt des Aberglaubens seiner Zeit ereilte; da er denn 1432 den Sündenpfuhl schloß aus Angst vor der göttlichen Gerechtigkeit, die er drohend über seinem Haupte schwebend wähnte.

Aber es fehlte auch in der übrigen Zeit des Jahres nicht an Gelegenheiten zu feiern, zu gaffen und Geschäfte zu machen. Die Kaiserwahlen und Reichstage sind vom Gesichtspunkt der Bürgerschaft und des Rates stets ein gutes, wenn auch mühevolles Geschäft gewesen. Man gab nicht umsonst das viele Geld aus zum Repräsentieren, zum Bewirten, Beherbergen und zum Amüsieren so vieler erlauchten Gäste. Die endlosen Sorgen und Laufereien belohnten sich reichlich nicht nur durch das ehrenvolle Ansehen und den Ruhm der Stadt, sondern auch durch Einnahme klingender Münze für Rat und Bürgerschaft, die an dem gewaltigen Zuströmen solcher Menschenmassen und ihren vielfachen Bedürfnissen frohen Verdienst hatte. Wie mochten die Handwerker, wie die Kaufleute, ja die einfachsten Sackträger und Laufburschen an solchen Festlichkeiten wünschen, ihre Zeit verdoppeln und verdreifachen zu können! Die Reichstreue der Frankfurter und ihr Geldbeutel waren zwei Dinge, von denen man nicht wohl sagen konnte, sie wüßten nichts voneinander. Da nun aber solche Fürstenversammlungen nicht jedes Jahr vorkamen, so griff man auch nach anderen Gelegenheiten, die ein ähnliches Vergnügen und eine ähnliche Geldzirkulation versprachen, und gewährte den Herren und Rittern gerne die Plätze der Stadt zur Abhaltung ihrer Turniere. Merkwürdig ist besonders in diesem Falle die

grenzenlose Unsicherheit, in der man lebte; der Rat hielt es für nötig, an solchen Turniertagen die Stadt besonders stark bewachen zu lassen. Das erinnert ein wenig an jene Gardetruppen, die bei ihrem Aufzug Unter den Linden des polizeilichen Schutzes vor dem Pöbel bedurften. In Frankfurt trat freilich bei allerhand Gelegenheiten die Nötigung hervor, Söldner und Bauern auf Posten zu schicken, damit sich das Gesindel nicht die Gelegenheit zu Plünderung und Tumult erspähe; immer, wenn in der Stadt außergewöhnliche Menschenansammlungen stattfanden, trat diese Art des kleinen Belagerungszustandes in Kraft, bei Messen wie bei Prozessionen, während die Zünfte beim Feuerlöschen tätig waren, und wenn die Stadt im seligen Taumel der Fastnacht schwelgte.

Aber auch die Bürger blieben nicht müßig. Wenigstens die Feste der Zünfte waren zahlreich, voller Abwechselung und äußerst populär: wenn die Küfer ihren Reifentanz übten oder auf dem gefrorenen Main ein großes Faß banden, wenn die Fischer unter der Brücke weg nach aufgehängten Gänsen sprangen und in den Main fielen, ja selbst wenn von der gesamten Zunft der Schreiner ein neuer Galgen aufgerichtet wurde, strömte die ganze Stadt zusammen und feierte die gute Gelegenheit. Man besaß die neidenswerte Gabe, aus allen möglichen Dingen Vergnügen für sich zu münzen. Das Messegeleit bestand am Ende aus lauter fröhlichen Gelagen; die jährlichen Brunnenreinigungen, welche von den Besitzern der umliegenden Häuser veranstaltet werden mußten, liefen in die „Brunnenfahrten“ aus, an denen alt und jung hinauszog und an geschmückten Tafeln und im Freien jubilierte. Die Unbefangenheit, den

nächsten Augenblick festzuhalten, komme hinterdrein, was mag, zeigte sich anmutig, wenn die Kinder unter Anführung ihrer Schulmeister „in die Virgatum“ gingen, um den Vorrat an Ruten zur eigenen Züchtigung zu schneiden: es war das fröhliche Waldfest, das auch unsere Kinder im Sommer erfreut — freilich ohne einen derartig boshaften Beigeschmack.

Worin aber die Vergnügungen bei all solchen Gelegenheiten bestanden, und weshalb sie bei hoch und niedrig die gleichen waren und die gleiche Stufe niedriger Ansprüche an geistige Belebung verrieten: das war die einseitig materielle Richtung, in der sie sich bewegten; Essen und Trinken vor allem andern und in gehöriger Menge, Bäder, sinnliche Freuden, Musik und Tanz. Am harmlosesten erscheint die Freude an Musik und Tanz; gern zog man noch in der Nacht durch die Straßen mit Pfeifen und Guitarren, und an keinem Feste durften Musiker fehlen. Für die Sittsamkeit beim Tanzen aber sorgte jener Schultheiß, welcher die jungen Gesellen ermahnte, „auch im Tanz sich nit in die Arm zu umfahn als sonst“. Wie hätte sich dieser alte Herr erst vor dem Cake-walk bekreuzigt! Die Bürger gingen überhaupt sehr vorsichtig und mißtrauisch um mit ihren Frauen und Töchtern (sie hatten es auch meist sehr nötig): selten wurden sie zu Vergnügungen zugelassen, und vor Fürsten und Adligen durften sie sich wohl gar nicht sehen lassen. Der Rat schlug einmal des Markgrafen von Brandenburg Begehren, mit den ehrbaren Frauen zu tanzen, rundweg ab; die ängstlichen Bürger wußten, wessen sie sich von diesen Herren zu versehen hatten, und schickten ihnen zum Empfang und Tanz lieber die Freudenmädchen

der Stadt. Aber die eingesperrten Damen konnten sich helfen, und die Bürgervorsicht unterlag zu allen Zeiten wie noch heut: es war beinahe an der Tagesordnung, daß die züchtigen Frauen tief verschleiert abends auf die Gassen oder in die Freudenhäuser gingen.

Die Männer hielten sich am Weine schadlos, an Würfelspiel und rohem Scherz. Der Teufel „Sauf", wie Luther ihr nannte, erschien bei jeder Gelegenheit, man suchte nicht lange nach Vorwänden, man trank täglich und zu allen Zeiten. Der Wein als Nahrungsmittel war etwas so Selbstverständliches, daß er nicht einmal Gefangenen entzogen wurde; es hätte wahrscheinlich für grausamer gegolten, ihnen Wasser zu bieten, als die Ohren abzuschneiden. Vor allem aber trank man sippenweise, auf den Zunftstuben, den patrizischen Trinkstuben, im Sitzungszimmer des Rates; und auf die rohen Späße des Zutrinkens und die stramme Präsidialordnung ist der Komment unserer Studentenverbindungen in letzter Linie zurückzuführen. In beiden galt oder gilt nicht die Persönlichkeit als solche, sondern nur der Korporationsgenosse, welcher sich mit Kadavergehorsam dem Zunftzwange und dem Teufel „Sauf" zu unterwerfen hat: so will es die mittelalterliche Sitte.

Die merkwürdige „Unentwegtheit" jener vollblütigen Zeiten trat auch hier mit paradiesischer Naivität zutage: man genierte sich nicht, man ließ seiner Trinklust so gut die Zügel, wie seiner Ausgelassenheit, die bis zur Raufboldigkeit und Selbstprostitution ging. Selbst der vest- und hochgelahrte Rat hielt es nicht für unziemlich, vor allem Volk zu trinken und seine wenig prüden Späße zu machen. Allein man lebte im 15. Jahrhundert, und die kaum erst kirchlichem Zwang entron-

Die Alte Brücke. (Kupferstich aus: Salomon Kleiner, Das Florierende Frankfurt. 1738.)

nene Lebensfreude wußte sich nichts Besseres als laut bezeugte und möglichst öffentliche Freude. Noch waren die „idealen Güter“ Gemeingut, noch gehörte die Persönlichkeit nicht sich selber, sondern ihrer engeren und weiteren Genossenschaft, und konnte nicht auf den Gedanken kommen, daß sie sich preisgab. Auch war der Schicklichkeitsteufel noch nicht erfunden, und die Prüderie hat erst die Reformation gezüchtet im Verein mit dem verknöcherten Geist der Zünfte. Die Verletzung des Anstandes tat der persönlichen Ehre so wenig Abbruch, daß selbst die höchste Majestät ihre Menschlichkeiten nicht geheim zu halten brauchte, sondern vor aller Augen öffentliche Häuser besuchte. Bisweilen erachtete sogar die Frankfurter Behörde solche Bedürfnisse dergestalt für unumgänglich, daß sie dem Herrscher und seinem Gefolge jene Häuser umsonst zur Verfügung stellte, als Ingredienz städtischer Bewirtung.

Das Mittelalter empfand in menschlichen Dingen gesund, und die Kirche verhinderte nur die ärgsten Auswüchse. Konkubinat galt nicht als ehrenrührig, ja es war etwas Gewöhnliches, und die unehelichen Kinder wurden in der Familie erzogen und erhielten beim Tode des Vaters wenigstens Legate ausgesetzt, wenn sie auch gesetzlich nicht miterben durften. Nur die Handwerker zeigten schon früh einen Hang zur Engherzigkeit und erklärten in Frankfurt 1455 das Konkubinat und die Kinder aus solchen für ehrlos. Die „Sittenverderbnis“ war allerdings schon ziemlich weit gediehen, als man 1452 hier eine Strafe für Ehebruch einführte. Das Zusammenwohnen in den engen Gassen erzeugte wie von selber freiere Sitten, und die sich einbürgernde

Gewohnheit, gemeinschaftlich zu baden, ist nur wie ein Symptom dieser lebenslustigen und rein aufs Sinnliche gerichteten Zeit. Baden an sich galt als eines der größten Vergnügen, alle Schichten des Volkes besaßen ein starkes Reinlichkeitsbedürfnis; in Frankfurt gab es für die 9—10000 Bewohner im 15. Jahrhundert allein 15 öffentliche Badestuben. Man bewirtete seine Gäste mit der willkommenen Erfrischung, man genoß sie bis auf die Neige und blieb oft 6, ja 10 Stunden im Wasser, tafelte und trank darin und freute sich vor allem der Anwesenheit des anderen Geschlechtes, wie es in derben Holzschnitten possierlich genug anzusehen ist. Die Kirche hatte zwar das gemeinsame Baden von Männern und Frauen verboten, aber was kümmerte sich die Gesellschaft darum! In Fragen des praktischen und geselligen Lebens blieb sie bei ihren eigenen Moden und ließ den Priester einen guten Mann sein, der indessen auch nicht säumte, sein Teil mitzumachen. Die mittelalterliche Gläubigkeit machte genau da Halt, wo die eigenen irdischen Bedürfnisse anfingen.

Schon hatte allerdings die ständige Neigung zu Extravaganzen in allen Vergnügungen die obrigkeitliche Reaktion geweckt und zu immer erneuten Luxusgesetzen geführt, die sich aller bürgerlichen Verhältnisse annahmen und aufs genaueste Maß und Qualität in den Kleidermoden, den Gelagen und Festlichkeiten jeden einzelnen Standes regelten. Aber das waren nur polizeiliche Beschränkungen, welche die Tatsache der Vergnügungssucht zur Basis hatten und aus wirtschaftlichen Gründen ihre ruinierenden Auswüchse bekämpften. Da brach am Ende des 15. Jahrhunderts über Europa jene furcht-

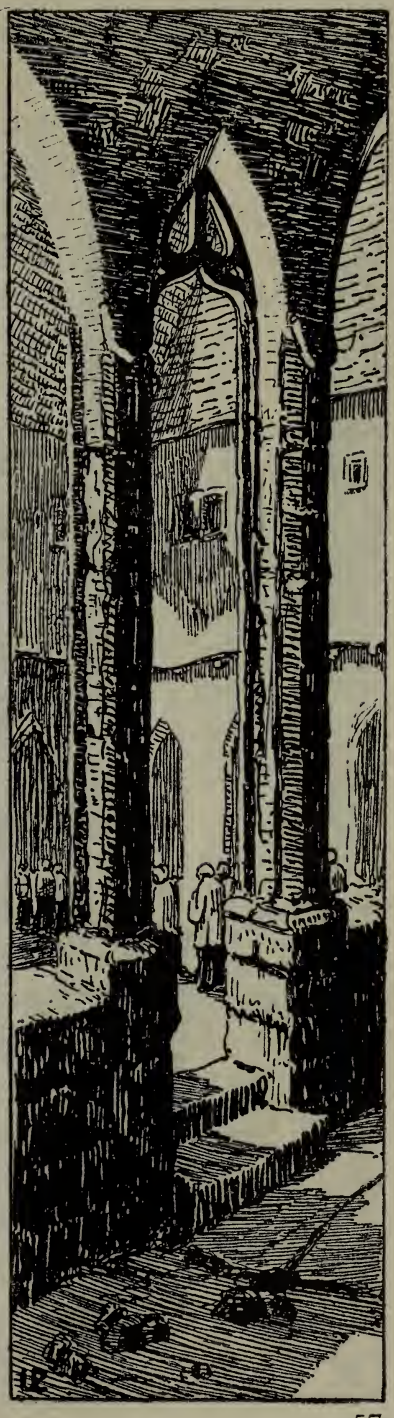
bare Pest herein, die Syphilis, die zur Ansteckung nicht einmal der Berührung bedurfte. In Frankfurt trat die „Venerie", wie man sie hieß, im Jahre 1496 auf. Sie war der stärkste Schlag, welcher gegen die Gesellschaft des ausgehenden Mittelalters geführt wurde: ihr Wesen war damit im Kerne verwundet, der Todesstoß jener lebensfreudigen Gesinnung in der städtischen Gesellschaft versetzt. Die Natur setzte mit jener Krankheit gleichsam einen furchtbaren Merkstein, daß es mit der alten Welt zu Ende gehe und ein anderes, ernsthafteres Zeitalter heraufkomme.

Die Reformation fand den Boden wohl vorbereitet, als sie zu dringender Einkehr in sich selbst, zum Aufgeben des menschlichen Leichtsinns ermahnte. Aber es mußte so kommen, daß sie neben unendlichem Segen auch die Keime der Zerstörung mit sich brachte, als eine strenge Herrin, die Weltsinn und Gemüt wieder auseinanderriß, nachdem sie sich eben gefunden hatten, und je länger desto härter durch die Ächtung des Fleisches und der Freude auf den Menschen lastete. Es gelang ihr schon im Verlauf des 16. Jahrhunderts, aus der Welt Deutschlands zum größten Teile Sinnenfreude und Kultur des Leibes zu verbannen Die Zünfte, schon im 15. Jahrhundert im Beginn ihrer Verknöcherung und Entfaltung zu Horten der Spießbürgergesinnung, waren in der Ausübung bigotter Prüderie die eifrigsten Helfer der Predikanten, sie gaben wieder einmal, aber diesmal nicht zum Heile, den Ton in Frankfurt an; und so ging es hier mit raschen Schritten. Die heiteren Feste verschwanden oder wurden unterdrückt; die Bäder wurden geschlossen, und bald war es so weit gekommen, daß Baden im Freien als un-

anständig galt (noch 1770 war man in Frankfurt auf diesen Standpunkt); die rohen und entehrenden Strafen gegen Dirnen und ähnliche „Missetäter“ hat erst die Gesinnung der Reformationszeit aufgebracht; als 1560 die Abschaffung der Freudenhäuser beschlossen wurde, hatte selbst ein Predikant, Peter Geltner, sie für ein notwendiges Übel erklären müssen: dennoch wurden sie „um des christlichen Geistes und der Sünde willen“ geschlossen und jede Unzucht fürderhin in Strafe genommen; die Verbote von Kleidermoden, Leichenschmäusen, Gelagen kamen recht in Schwung, die Moden selber verwandelten sich in das leibhaftige schwarze Abbild der Leichenbittermiene jener bigotten Zeit; und während früher nur das „onzüchtige umbschwung danzen“ verboten worden war, untersagte ein hoher Rat in Frankfurt 1604 das Tanzen gänzlich, um fromme Trauer über eine Seuche auch denen aufzuzwingen, die keine Lust hatten, über die Verderbtheit der Welt zu seufzen, weil sie noch ihre Glieder rühren konnten. Die Natur ward wieder die Feindin, das Leben mit pfäffischer Engherzigkeit unter Aufsicht gestellt; und erst in der Zukunft winkte die Frucht der unerhörten Anstrengung, die Möglichkeit einer reineren und geistig gewordenen Kultur, welcher die Reformation unter Schmerzen und Krämpfen die Wege geebnet hat.

Frankfurt war überhaupt nicht der Ort für Entstehung eines höheren Geisteslebens. Dafür spricht schon die Kunst, die es während des Mittelalters erzeugt hat. Es ist in keiner Weise als Führerin hervorgetreten, und alles, was in seinen Mauern entstanden, reicht nicht über den Durchschnitt heraus. Die Ritterhäuser, die aus dem 15. Jahrhundert noch erhalten

sind, Fürsteneck, Archiv und Steinernes Haus, sind stattlich, aber von sachlicher Trockenheit, wenigstens in ihrem heutigen Zustande; die vielen Kirchen, die in der Spätgotik neu errichtet wurden, folgen dem landläufigen Hallensystem, ohne sich zu einer majestätischen oder zierlichen Raumentfaltung zu erheben, deren fähig zu sein, die Hallenkirche so oft im Süden wie im Norden bewiesen hat, in Landshut, wie in Schwäbisch-Gmünd, in Nürtingen, in Soest. Ihr bestes Stück ist noch die Leonhardskirche, aber sie wirkt fast breiter als lang; und das Salvatorischörlein mit seinem freischwebenden Rippengewirr ist recht ein Prototyp jener salzlosen Erfindungen von Steinmetzen, die ihre Künsteleien dem deutschen Vaterland als Abschiedsgruß der Gotik beschert haben. Nur am Domturm kann man eine höhere Künstlerabsicht spüren. Obwohl an ihm ein volles Jahrhundert gebaut ist, (die



Spitze wurde gar erst 1877 vollendet), von 1415 an, steht er wie aus einem Guß da, prachtvoll in seiner aufstrebenden Verjüngung, ein Beispiel schöner Überführung aus dem Quadrat ins Achteck, ein Frankfurter Original mit seiner gotischen Kuppelkrönung; von fernher schon durch Straßenlängen allerorten stolz und fein in der Silhouette zu erblicken, in abendlicher Sonne hochrot, wie von Feuer durchglüht. Ob auch der Gesamtentwurf (jedoch nicht mit der, später erfundenen Kuppel) von Madern Gertener herrührt, der sein Untergeschoß baute, weiß man nicht; aber er ist dieses großen Künstlers würdig.

Am imposantesten treten aus dieser Zeit hervor die reinen Zweckbauten, welche der gotische Stil mit einer kaum übertroffenen Mächtigkeit und Monumentalität auszustatten verstand. Was von den alten Befestigungswerken noch übrig ist, der starre Rententurm und der

fünfspitzige schlanke Riese des Eschenheimer Turmes; die Doppelhallen des Römers mit ihren wuchtigen Säulen und Gewölben; und endlich die Mainbrücke, dieses Meisterstück des Verkehrsbaues aus dem vierzehnten Jahrhundert, diese schweren und prachtvollen Strombrecher und hochgewölbten Bogen, dies würdige und noch wenigstens erhaltene Gegenstück zur Dresdener Elbbrücke, das im 18. Jahrhundert ausgebessert und geschmückt worden ist in einem Geiste, der ähnlich groß und monumental empfand wie die Entstehungszeit —: diese weltlichen und dem öffentlichen Nutzen dienenden Bauten sind zweifellos die eindrucksvollsten Kunstwerke, die Frankfurt selber hervorgebracht, einer Gesinnung entsprungen, die nicht sowohl künstlerisch als gemeinnützig war. Gleichsam absichtslos und nur im Verfolgen der nächsten Bedürfnisse entstand der hohe künstlerische Wert dieser Werke, weil der bürgerliche Gemeinwille, der sie baute, so groß und bedeutend war.

Erst im Anfang des 16. Jahrhunderts begann ein stärkeres Nachfragen nach Kunstwerken einzusetzen. Es wurde viel auswärts bestellt und in die Kirchen gestiftet. Wenig ist uns davon erhalten geblieben; hervorragend vor allem die Stiftung Jakob Hellers, die Kreuzigungsgruppe hinter dem Dom, eine großartige Plastik des Mainzers Backoffen vom Jahre 1509, und eine ähnliche Gruppe von demselben Künstler auf dem Petersfriedhof: sie geben beide Proben aus der besten Zeit der süddeutschen Skulptur, wo monumentale Körperauffassung schon gewonnen, italisierende Manier noch nicht eingedrungen war. Auch von den reichen Schätzen des ehemaligen Dominikanerklosters hat sich noch einiges

Wertvolle ins schützende historische Museum gerettet, unter dem selbst der große Name Grünewalds auftaucht. Leider ist das größte Kunstwerk, das jenes Kloster und damit Frankfurt besaß, schon früh aus der Stadt gekommen und in der Residenz zu München verbrannt: Dürers Krönung Mariä, eines seiner machtvollsten Gemälde. Nur eine Kopie von Paulus Juvenal findet sich noch in der Dominikanersammlung des Museums. Dieses Bild für das Kloster hatte Jakob Heller im Jahre 1509 bestellt; ein so reicher als frommer Mann, der zu seinem ewigen Heil Wallfahrten verordnete, die auf Testamentskosten nach seinem Tode abgehalten werden sollten, der aber auch wertvolle Schenkungen machte und des seltenen Glückes teilhaftig war, zu seinen Aufträgen die größten Künstler zu finden.

Die Geschichte des Dürerschen Altarbildes ist eine Märtyrergeschichte der Kunst. Ein Briefwechsel zwischen den beiden Männern belehrt uns über die unausfüllbare Kluft, welche zwei Welten voneinander trennt und ewig trennen wird. Heller hatte für 100 Florin ein Bild bei dem Meister bestellt und verlangte als Kaufmann seine Ware für sein Geld; Dürer aber, der an der Arbeit selber heranwuchs und aus Liebe zu ihr in immer größere künstlerische Probleme sich verstrickte, sah, daß er ohne eigenen Verlust nicht für den bedungenen Preis liefern konnte: endlich haben sich beide, da Heller kein Geizhals war, nach ärgerlichem Briefwechsel, auf den Preis von 200 fl. geeinigt. Aber verstanden haben sich die Vertreter des Reiches vom Jenseits und Diesseits nicht: für Heller blieb es ein verfehltes Geschäft, und für Dürer war es der Traum

eines ganz großen Kunstwerks, eines von denen, welche die Seele über alles irdische Wesen zu ihrer Höhe hinaufheben; eine unsterbliche Schöpfung, deren armseliger Kaufpreis heute vertausendfacht werden müßte. Sie ist verloren.

Religion und Politik.

Auf seiner Reise nach Worms übernachtete Luther 1521 in Frankfurt, von der aufgeregten Bevölkerung jubelnd begrüßt. Die Tradition läßt ihn im „Luthereck“ am Domplatz absteigen; mit Unrecht, da dieses Haus erst aus dem 17. Jahrhundert stammt. Er wohnte in der Buchgasse, als Gast seiner vornehmen Freunde. Man empfing in ihm keinen Fremden; denn gleich wie in den meisten anderen Reichsstädten war hier die Stimmung von Anbeginn des großen Streits für den Reformator.

Allerdings waren die Zünfte die sonderlichen Träger der lutherischen Ideen. Sie haßten längst die verdorbene, schwelgerische Geistlichkeit, sie haßten noch besonders die Stifter wegen ihrer gewerblichen und sozialen Vorrechte; sie verlangten nach einem einfachen und herzlichen Gottesdienst und nach Hütern strenger Sittsamkeit; auch das darf nicht unbeachtet bleiben, daß die Reformation in der Art, wie jeder seine kirchliche Gesinnung zu betätigen vermochte, eine volkswirtschaftliche Wohltat, eine Ersparnis an Nationalvermögen darstellte. Aber auch die Zünfte waren in ihrem Verlangen nach Reformation schon von einer viel radikaleren Bewegung überholt worden.

Es war die Zeit, in der die soziale Revolution des niederen Volkes auf dem Lande und in den Städten

in einen ungeheuren Strom zusammenzufließen begann und ihre Vereinigung mit der religiösen Erneuerung zu erwarten war. In den fränkischen Landen erhoben sich nicht nur die Bauern allenthalben, sondern auch in Verbindung mit ihnen das Proletariat der Städte, geführt von der geschlossenen Organisation der Handwerksgesellen. Wie im 14. Jahrhundert die Meister durch Zusammenschluß ihre Macht erlangt hatten, so verwandelten sich allmählich die immer zahlreicher werdenden Gesellen in einen Stand, der die Freiheit, die aufstrebende Demokratie den Zünften gegenüber verkörperte. Das gesamte Proletariat, in Not und Elend herabgedrückt von den privilegierten Ständen, erhob sich in einer großen sozialen Revolution, und das Endziel dieser gleich bäuerlichen wie städtischen Bewegung war die Beseitigung des Feudalismus auf dem Lande, der Ratsherrschaft in den Städten, die Schaffung erträglicher Lebensbedingungen und, was etwas wahrhaft Großes und eine politische Idee von eminenter Bedeutung war: im Zusammenhang mit den schwärmerischen Ideen der „Gerechtigkeit Gottes“ die Beseitigung

des Fürstentums und die nationale Einheit unter dem Kaiser.

Diese mächtige Bewegung begann nun auch, im Mai 1525, zu Frankfurt in einer besonderen Ausprägung. Hier waren es vor allem die Gärtner und Winzer, die Neustadt und das schon damals besonders unruhige Sachsenhausen: man ernannte einen Ausschuß von 61 Männern und erzwang von dem leicht überwundenen Rate die Annahme von 42 Artikeln sozialreformerischer und schwärmerischer Art; vor allem ging es auch hier wie allenthalben gegen die Kornaufkäufer, die hohen Steuern, den Judenwucher, gegen die unpopuläre Handhabung der Justiz, gegen die Unsittlichkeit der höheren Stände und des Klerus. Trotz der Annahme und Drucklegung der Artikel blieb Frankfurt in steigender Gärung. Die aufständischen Bauern nahten heran, schon war der „helle Haufen" unter Götz von Berlichingen bis Aschaffenburg vorgedrungen, es hieß, man wartete nur auf sie, sich mit ihnen zu vereinigen und gegen die gleich verhaßten Juden und Deutschherren loszuschlagen: da wurden die Bauern von den Fürsten an allen Enden besiegt und mit furchtbarer Grausamkeit unterdrückt; der Aufstand in den Städten verlor damit den Boden; die Fürsten rückten bereits drohend vor Frankfurt: aber es bedurfte ihres Eingreifens nicht einmal. Der Rat hatte schon wieder die Zügel ergriffen; die Artikel waren abgeschafft, der schwarmgeistige Führer der „evangelischen Brüder", Dr. Westerburg, aus der Stadt entwichen. Wenige Wochen hatte der Sturm getobt; dann trat die alte Ruhe wieder ein.

Diese unselige Wendung der Bauernrevolution besiegelte das Schicksal Deutschlands, den Sieg und die

Alleinherrschaft des Fürstentums, der Kleinstaaterei, der feudalen Unfreiheit. Das freiheitliche, genossenschaftliche Prinzip der Städte, das diese große Bewegung auf das gesamte Land ausdehnen wollte, war von den Fürsten besiegt und wurde fortan Schritt für Schritt zurückgedrängt, bis es aus der deutschen Welt gänzlich verschwunden war. In dem vortrefflichen Buche von Preuß über die Entwickelung des deutschen Städtewesens tritt der Gang dieses nationalen Unheils mit Klarheit hervor.

Aber wenn dem Volk die soziale Umwälzung nicht gelungen war, so beharrte es desto nachdrücklicher auf der religiösen Reformation. Der Rat hatte sich nach seinem Siege über die Bürgerschaft klug und mäßig benommen. Er widerstrebte auch nicht der neuen Lehre, die in allen Schichten der Bevölkerung an Boden gewann. Aber er zögerte lange, sich öffentlich für Luther zu erklären, er förderte seine Sache mehr unter der Hand und mit Vorbereitungen zu einem künftigen Umschwung; er ließ sich von den Zünften und den immer heftiger auftretenden Predikanten treiben: erst 1533 wurde der katholische Gottesdienst eingestellt, 1536 der Beitritt zum Schmalkaldischen Bunde erklärt. Es ist dieselbe Vorsicht und die nämliche Politik zögernder Vermittlung, die der Rat von Frankfurt in allen wichtigen Lagen anwendete und die ihn auch vor dem Sturme des Schmalkaldischen Krieges bewahrte. Sein Auftreten in diesem gerade ist typisch für jene bängliche Politik der halben Maßregeln, wie die protestantischen Städte sie trieben. Als nach der Schlacht bei Mühlberg (1546) der Kaiser über die Protestanten triumphierte, verlor man in Frankfurt völlig den Kopf. Ein Teil der

kaiserlichen Armee unter Büren eroberte das kaum befestigte Darmstadt; und obwohl Büren nicht daran denken konnte, das starke Frankfurt anzugreifen, und mit seinem heruntergekommenen Heerhaufen bereits weitergezogen war: schickte ihm der Rat in übermäßiger Furcht eilfertig eine Gesandtschaft nach, welche freiwillige Übergabe der Stadt anbot. Büren zauderte nicht, zuzugreifen, und Frankfurt erblickte zum erstenmal fremdes, feindliches Volk in seinen Mauern. Die Bürger ergrimmten über diese verfrühte Unterwürfigkeit: sie wußten nicht, daß eine solche durchaus im Charakter ihrer regierenden Herren lag. Hatte doch vor allen andern der kluge Fichard zur Übergabe geraten; er war es auch, der im Verfolg dieser Angelegenheit beim Kaiser in Heilbronn fußfällig Abbitte für die Rebellion der Stadt leistete und von ihm ihre Reichsfreiheit und die Erhaltung des Protestantismus erbat und erlangte; von einem siegreichen Kaiser erlangte. Frankfurt war damals nicht arm an feinen Diplomaten, denen Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit däuchte; sie waren so geschickt, daß sie inmitten seiner Erfolge von Karl V. wirklich die Rückzahlung einer Anleihe durchsetzten, die er Frankfurt nach seiner Unterwerfung aufgenötigt hatte!

Die Erhaltung der Selbständigkeit war damit erkauft; aber welch ein schmählicher Verrat war das, nicht etwa nur an der protestantischen, sondern, was mehr heißen will, an der Sache der Städte selber! Diese Unterwerfung hat ebenso wie die ruhmlose Rolle, welche den Städten überhaupt zugewiesen worden war, aufs klarste den Untergang des „urbanen Prinzips“ besiegelt. Nun ward es vor aller Augen offenbar, daß

die Städte ihre politische Rolle ausgespielt, die Fürsten über sie gesiegt hatten auf der ganzen Linie, und Frankfurt, indem es das Verhältnis der Unterordnung für sich anzuerkennen sich beeilte, trug als Preis zwar dauernde Reichsfreiheit davon, aber es gab auch damit recht geflissentlich jeden Anschein politischer Eigenbedeutung auf und mußte mehr als einmal erfahren, daß die Kaiser in Wien seitdem sich als halbe Vorgesetzte ihm gegenüber betrachteten und benahmen.

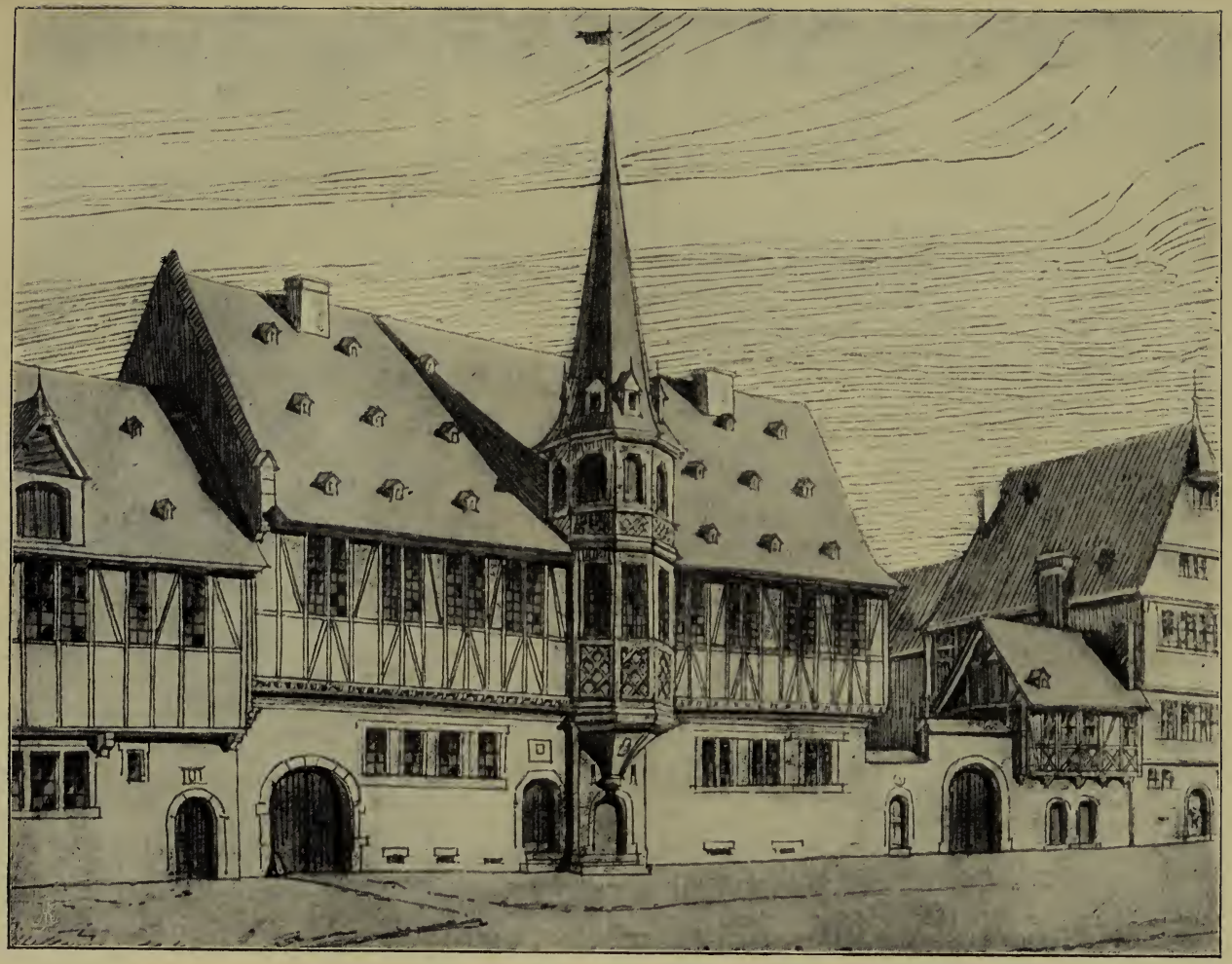
Als protestantischer Schützling Karls V. hatte Frankfurt natürlich bei dem Umschwung der Dinge von beiden Seiten zu leiden. Moritz von Sachsen erhob sich gegen den Kaiser und brachte ihn in so große Bedrängnis, daß er fast alle seine Erfolge gegen die Protestanten aufgeben mußte; und während darüber verhandelt wurde, zogen die verbündeten Fürsten vor Frankfurt und begannen eine fröhliche Belagerung (1552). Zum Glück lagen in der Nähe kaiserliche Truppen unter dem Oberst von Hanstein. Die Stadt mußte sie notgedrungen zu ihrer Verteidigung aufnehmen; so wurden die feindlichen Stürme wenigstens abgeschlagen. Moritz zog nach einigen Wochen ab, als der Friede geschlossen war, und ließ das gesamte Lager in Brand stecken, um die beutehungrigen Landsknechte von der Stadt fortzutreiben. Nur der wilde Raufdegen Albrecht von Brandenburg belagerte eine Zeitlang noch auf eigene Faust Sachsenhausen; ihm war es lediglich um eine Plünderung zu tun gewesen.

Von dem Aussehen der Stadt in jenem Jahr und dem Charakter der damaligen Kriegskunst, ihrem Geschützfeuer, den Plänkeleien, den riesigen Spießen des Kriegsvolks, ihren Laufgräben und Zeltlagern gibt der

„Belagerungsplan“ des Konrad Faber, ein großer, prächtiger, von Egenolph 1553 gedruckter Holzschnitt, einen höchst anziehenden und anschaulichen Begriff.

Wie wenig ritterlich diese Landsknechtszeit überhaupt dachte, mußten die Frankfurter erfahren, welche auch von ihren Beschützern, aller Kaiser- und Bündnistreue unerachtet, übel mitgenommen und gebrandschatzt wurden. Sie konnten den endgültigen Abzug der rücksichtslosen Horden nur durch Auszahlung des rückständigen Soldes an des Kaisers Statt erkaufen. Freund oder Feind, das galt wenig; man spürt schon einen Vorgeschmack des Dreißigjährigen Krieges in „disen wilden Ziten“, wo die Unruhen und Belästigungen im Lande nicht aufhören wollten, wo nach den deutschen auch noch die französischen und niederländischen Religionskriege ihre Wellen bis über den Main schlugen und der Rat den Werbern für die Hugenotten oder die Guisen machtlos gegenüberstand; es sah zeitweise so aus, als ob die Franzosen schon jetzt die Herren im Lande wären.

Von den Katastrophen in entfernten Ländern aber kam nicht nur Beunruhigung und Einbuße an den Main. Seit dem Jahre 1554 wanderten vertriebene Niederländer und Engländer in Frankfurt ein, obwohl sie nicht gerade mit offenen Armen empfangen wurden. Die Engländer, welche vor den Verfolgungen der katholischen Maria geflohen waren, verhielten sich sehr ruhig und zurückhaltend; John Knox wirkte ein halbes Jahr hier bei ihnen in aller Stille. Sie zogen auch bald sämtlich in die Heimat zurück, nachdem Elisabeth den Thron bestiegen hatte. Anders die Niederländer, welche dauernd sich festsetzten und ihren Gottes-



Claus Brommen Haus auf der Zeil. (Nach Merians Stadtplan gezeichnet 1859.)

dienst in der ihnen eingeräumten Kirche öffentlich betrieben: sie, die Calviniſten, wurden ſehr bald den frommen Lutheranern Frankfurts zum wütenden Ärgernis. Man ſah ſie in einer uns ſchwer begreiflichen Verranntheit für „irrgläubig“ an und verfolgte ſie weit ärger als je die Katholiken. Denn ſo war es in den Territorien und Städten: nachdem ſich eines der neuen Bekenntniſſe durchgeſetzt hatte, fühlte es ſich im Alleinbeſitze der Macht und ſperrte die Tore für alle Andersgläubigen. In Frankfurt hatte das Zünglein an der Wage jahrzehntelang geſchwankt; oft beſaßen, namentlich im Anfang der Bewegung, als die Katholiken noch nicht zurückgedrängt waren, die ſtrengeren und bilderfeindlichen Calviniſten große Ausſicht, obzuſiegen. Die Streitigkeiten und Zänkereien zwiſchen den einzelnen Predikanten, dem Rat, dem Volk hörten nicht auf; es gab „großen Unwillen und Verdruß zwiſchen den Predigern des Evangeliums“, wie Kirchner ſich ausdrückt. Die Zeit lebte faſt nur, ein ſeltſamer Anblick, in leidenſchaftlicher Erregung über Gewiſſensfragen. Buchſtabendeutung und Glaubensfanatismus hatten die Stelle der Vernunft, religiöſe Haarſpaltereien die der Forſchung eingenommen: alle Fragen kirchlicher Politik mußten auf Artikel, Formeln, Konkordate gebracht werden; Dispute und Vergleiche ſpielten deren Rolle in den kleineren Verhältniſſen Frankfurts. Bis endlich das reine Luthertum ſiegte mit der Berufung Hartmann Beyers aus Wittenberg im Jahre 1546, eines bedeutenden und gelehrten Mannes, deſſen moraliſche Treue untadelhaft war. Wenn dieſe Predikanten auch hart und unerbittlich gegen Andersdenkende verfuhren, ſo wichen ſie doch auch von ihrer eigenen Überzeugung nie zurück und

nahmen willigen Herzens das Märtyrertum auf sich. Ihre Standhaftigkeit war zumal in der Zeit des Interregnums auf eine harte Probe gestellt; der Rat ersuchte sie dringend, den gefährlichen Zeitläuften und der Stadt Wohlergehen Rechnung zu tragen und sich wenigstens den liturgischen Vorschriften des Interims zu unterwerfen. Aber nur einer, Peter Geltner, hatte die Schwäche, mit Kerzen und Chorröcken beim Gottesdienst den verlangten Konzessionen nachzukommen; die übrigen alle, unter Führung Beyers, weigerten sich, um einen Schritt nur nachzugeben und also „das Evangelium zu gefährden". Es kam glücklicherweise nicht so weit, daß sie tatsächlich um ihres Glaubens willen zu Märtyrern hätten werden müssen; der Sturm des Interims zog gnädig vorüber.

Aber diese Hartnäckigkeit, dieses Festhalten an Worten offenbarte sich übel, sobald die Machtverhältnisse zu ihren Gunsten umgeschlagen waren. Die Unduldsamkeit der ehrenhaften, aber harten Lutheraner erprobte sich mit ganzer Schärfe an den Reformierten; man hatte den wahren Glauben schwer errungen, nun sollte kein Irrgläubiger kommen und Zweifel säen dürfen. Das würden die Vlamen getan haben, wenn ihnen der Gottesdienst unbeschränkt geblieben wäre. Die Prediger hetzten an jedem Sonntag gegen sie auf den Kanzeln, die Bürgerschaft verlangte mit Ungestüm ihre Unterdrückung; und der Rat sah sich dergestalt genötigt, ihnen den öffentlichen Gottesdienst in Frankfurt 1561 zu verbieten und ferner kränkende und bedrückende Bestimmungen gegen sie zu erlassen. Die fleißigen Leute, welche gerade angefangen hatten, ein reges gewerbliches Leben in die Stadt zu bringen, mußten aufs neue eine

Heimat suchen; der größte Teil von ihnen wanderte nach der Pfalz, wo sie in Frankental und anderen Orten von ihren Glaubensgenossen aufgenommen wurden. Aber die Zuwanderung nach Frankfurt dauerte nichtsdestoweniger fort, trotz aller Bedrückungsmaßregeln, die so hartherzig als töricht waren: brachten diese Wallonen und Vlamen doch aus ihrer Heimat ungekannte Industrien mit, welche Frankfurts Wohlstand außerordentlich belebten! und beraubte man sich mit solchen inquisitorischen Maßnahmen doch des besten Teils der verjüngenden Kräfte, welche nunmehr der Konkurrenz vor allem Hanaus zugute kamen! Es waren namentlich Tuch- und Seidenweber, dann Goldarbeiter und Diamantenschleifer, welche ihr Gewerbe aus den Niederlanden in Frankfurt einführten. Hätte man sie gewähren lassen, sie hätten Frankfurt früh zum gewerblichen Mittelpunkt Frankens gemacht. Der Reichtum, den reformierte Familien trotz aller Beschränkungen hier rasch erwarben, bezeugt ihre große Betriebsamkeit und ihre merkantilischen Fähigkeiten. Erst seit ihrem Erscheinen beginnt auch der Handel aufzublühen. Ihm tat sich eine neue Möglichkeit auf, nachdem die süddeutschen Städte ihre dominierende Stellung im Levantehandel über Italien eingebüßt hatten. In Frankfurt zog sich der Tuchhandel von den Niederlanden und von England zusammen; Weinhandel und Wechselgeschäft gediehen weiter; ein weitverzweigter Speditionshandel kam hinzu; und so entwickelte sich Frankfurt nach und nach zu dem größten Stapelplatz Süddeutschlands für englische und Kolonialwaren, ward es der Geldmarkt für das halbe Deutschland.

In diesem Jahrhundert gelangte es auch durch das

geistigste Gewerbe zu hohem Ruhm, durch den Buchdruck, der in ihm, seit Egenolph 1530 seine Werkstätte dort aufgetan, zu immer höherer Bedeutung aufstieg; und unter gewandten Verlegern wie Feyerabend im 16., de Bry-Merian im 17. Jahrhundert blühte Buchdruck wie Buchhandel in Frankfurt dergestalt, daß es zu den vornehmsten Plätzen des Buchgewerbes zählte.

Daß sich das alles anbahnte und erfüllte, dafür sorgte die günstige Lage, die veränderten Verhältnisse Europas, die Intelligenz eines Teiles der Einwohner — nicht die Klugheit des Rates. Was die Patrizier, die Frankfurt regierten, in der Hand gehabt hätten: Handel und Gewerbe durch weise Vorkehrungen zu unterstützen, das versäumten sie meist über Geschäften, die ihrer Meinung nach wichtiger waren. Ihre Sorge richtete sich vor allen Dingen auf ihre Integrität und auf die Wahrung des lutherischen Charakters der Stadt; in ihrer inneren Politik und im Finanzwesen spielten sie eine bedenkliche Rolle.

Demokratische Wehen. Die Juden.

rankfurt weist in seiner städtischen Entwickelung eine ganz merkwürdige Mischung streng konservativer und fortschrittlich-demokratischer Elemente auf; und nicht etwa bloß in der Weise, daß sich die beiden Extreme bekämpften: sondern auch innerhalb des letzten Elementes selber gab es „zwei Seelen". Die Zweiteilung im herrschenden Adel und in die Masse der Bürger, welche wiederum unter sich Reiche und Arme, Demokraten und Vornehme enthielten, gab einen herrlichen Stoff zu Kombinationen ab; und dadurch, daß auch dem radikalsten Sachsenhäuser ein unbesiegliches Etwas von reichsbürgerlichem Respekt vor der Obrigkeit innewohnte, und dadurch, daß den von Natur aristokratischen reformierten Kaufleuten die demokratische Opposition von dem kurzsichtigen Rat aufgezwungen wurde, erscheinen die sozialen und staatsrechtlichen Wirren des 17. und 18. Jahrhunderts in einer sonderbar schillernden und komplizierten Beleuchtung. Es entstand so ein Gemisch von französischer Revolutionsstimmung und untertäniger Kanzleigesinnung, eine ça ira-Tragikomödie, gespielt von Stadtbürgern mit ehrlichem Herzen, aber beschränktem Horizont; und es ist schmerzlich zu sehen, wie an deutschen Nationalfehlern die würdigsten Bestrebungen zur Besserung unleidlicher Verhältnisse scheiterten. Der Mangel an

politischer Einsicht hat Fettmilch und seine Freunde gestürzt; was sie würdig gewesen wären zu erreichen, hat ein Jahrhundert später die bloße Beharrlichkeit und das unintelligente Mittel der Bestechung durchgesetzt.

Die retardierende Macht war schon lange der Rat. Seine Mehrheit bestand aus Angehörigen der Ganerbschaft Alt-Limpurg, sämtlich untereinander versippt und verschwägert; diese duldeten neben sich noch ein paar Genossen aus der zweitvornehmsten Gesellschaft „Frauenstein“ und die Handwerkerbank, welche aus gänzlich bedeutungslosen Strohmännern bestand. Also regierten, wie damals auch schon fast überall in den Städten, einige wenige Geschlechter; den Rest der Bürgerschaft sahen sie unterschiedslos als ihre Untertanen an — eine komische Karrikatur des fürstlichen Absolutismus. Ihr Regiment war schlecht, es war kurzsichtig und unverständig; das war nichts Ungewöhnliches, sondern die Regel im deutschen Reiche. Aber etwas Besonders wars mit der Bürgerschaft; die besaß nämlich nicht die Geduld, sich zugrunde regieren zu lassen: und das war eine Ausnahme im deutschen Reiche.

Eine zähe Kraft lebte in der Frankfurter Bürgerschaft. Sie hatte sich weder 1366 noch 1525 unterdrücken lassen; das Gefühl des Rechtes wirkte in ihr mit Beharrlichkeit fort. Der Rat aber tat fortgesetzt das Unrechte und übel Angebrachte. Er nahm Staatsschulden auf, und seine Mitglieder praßten und bereicherten sich auf Kosten des Gemeinwesens; eine bigotte und elende Verfolgungspolitik vertrieb die Wohlstand schaffenden Reformierten aus der Stadt und erreichte durch abwechselndes Nachgeben und Unterdrücken eine gereizte Stimmung unter den Kaufleuten, welche sich

einer unwürdigen Behandlung machtlos ausgesetzt sahen. Er tat nichts, um das Sinken des Geldwertes und das damit verbundene Steigen aller Preise seit der Mitte des 16. Jahrhunderts für das Budget des armen Volkes auszugleichen, er drückte vielmehr noch auf die schwächern Schultern durch eine verkehrte Besteuerungsanlage, die große Vermögen nur bis zur Höhe von 15000 Gulden heranzog. Das Volk haßte außerdem mit unbezähmbarem Widerwillen die Juden, welche es mit ihren hohen Prozenten aussogen und dafür noch die Billigung des Rates und womöglich dessen helfende Hand fanden, wie man glaubte; so viel ist wahr, daß die Regierung Frankfurts unduldsam war gegen ihre kalvinistischen Brüder, aber das fremde Volk Palästinas von alters her hegte und schützte, zu eigenem Vorteil; denn es mußte seinen Schutz teuer bezahlen.

So war nicht eitle Vermessenheit der Grund des Volksaufstandes vom Jahre 1612, sondern wirtschaftliche Not und das Elend einer nichtswürdigen Regierung, welche die Stadt mit Verderben bedrohte. Der Selbsterhaltungstrieb bewaffnete die Bürger gegen ihre Obrigkeit.

Bei der Kaiserkrönung im Jahre 1612 brachten sie zum erstenmal ihre Beschwerden vor, in einem bescheidenen und geziemlichen Tone; ihre Forderungen waren mäßig und nicht ungesetzlich, der Rat hätte sie, wäre er klug gewesen, leicht befriedigen können. Aber diesen Herren kam es nicht in den Sinn, daß man mit Untertanen paktieren könne. Sie antworteten in einem dünkelhaften und kränkenden Tone und befahlen unter Strafandrohungen Unterlassung derartigen aufrührerischen Unterfangens. Das war ein grober Fehler und

ihr Verderben; nun sahen die Bürger, daß sie von diesem Rat keine Besserung zu erwarten hätten; nun erst brach die aufgehäufte Erbitterung durch, und es begann in unaufhaltsamer Entwickelung der Gang einer Revolution, die ihre Forderungen von Stufe zu Stufe steigerte und zuletzt in wilde Anarchie ausartete.

Die treibende Kraft waren, wie einst im 14. Jahrhundert, die Zünfte, einen wesentlichen Bestandteil aber bildeten die Reformierten; der begabte Führer, Vincenz Fettmilch, war selber ein solcher. Man bildete sehr bald einen ständigen Ausschuß, der die Sache der Bürgerschaft führte; und dieser ging so planvoll und mit solcher Mäßigung vor, daß er noch vor Ablauf des ersten Jahres eine gänzliche Umgestaltung der Verfassung erlangte, welche von einer kaiserlichen Untersuchungskommission in langen Verhandlungen gebilligt wurde. Das Privileg der Patrizier wurde gebrochen, der Rat durch Zutritt bürgerlicher Mitglieder demokratisiert und durch Bürgerkollegien kontrolliert, die eingerissenen Mißbräuche abgestellt, die Bürger in kräftigen Organisationen gegliedert. Wenn man überlegt, wie die Politik jener Zeit allenthalben auf Befestigung feudaler und oligarchischer Willkürherrschaft hindrängte, so ist die Einrichtung einer so weitgehenden Demokratie durch Kommissare, welche Fürsten waren, allerdings eine ungeheure Wohltat für Frankfurt zu nennen, in Anbetracht der Zeittendenzen aber geradezu ein psychologisches Rätsel. Die Übelstände müssen schon die Grenze alles Erlaubten überschritten haben, wenn selbst regierende Herren Abhilfe nur durch so radikale Maßregeln zu finden glaubten.

Damit wäre nun alles beendet gewesen und Frank-

furt hätte ein fast sagenhaftes Verfassungsglück genießen können, wenn nicht — die politische Unklugheit der Bürger ihnen selbst den ärgsten Streich gespielt hätte.

Jetzt erst traten Vincenz Fettmilch und seine Genossen, vor allem Schopp und Gerngroß, hervor; der Boden war bereitet, die Stadt sich selbst überlassen, die Bürgerschaft noch erregt von Kampf und Erfolg: in dieser Atmosphäre bedurfte es nur geschickter Demagogen, um den Aufruhr nicht zur Ruhe kommen zu lassen. An Gründen zum Streit mangelte es nie: das Volk, dem der erste Streich so gut gelungen war, wurde immer zudringlicher, es fehlte nie an Forderungen, die noch nicht erfüllt waren; der Rat, geschwächt und eingeschüchtert, gab jedesmal nach, was die Begehrlichkeit nur noch steigerte. Es kam schließlich so weit, daß Fettmilch der alleinige Herr der Stadt war; der geborene Volksführer, von ganzer Seele Demokrat, uneigennützig wie selten ein Politiker und deshalb vom Volk geliebt, das ihm unbedingt anhing; gewalttätig und voll unauslöschlichen Hasses gegen die Patrizier: so war er eine Macht, mit der jeder rechnen mußte, und wurde gefährlich für die Stadt in dem Augenblick, wo die Revolution gleichsam Selbstzweck wurde und die öffentliche Sicherheit bedrohte. Denn Kaiser und Reich boten zwar die Hand, um Mißbräuche abzustellen; aber sie konnten nicht zusehen, wie eine Reichsstadt in die Hände aufgeregter Demagogen geriet und ihre Rebellion gegen sie selber kehrte. Und das war der Verlauf der Dinge. Fettmilch war kein politisches Genie. Seine Einsicht reichte nicht hin, zu erkennen, in welch gefährlicher Lage sich eine aufrührerische Stadt

mitten im Reich, in den schwülen Zeiten vor dem Ausbruch des großen Krieges befand; er sah nur bis zur Grenze des Weichbilds und glaubte, weil er hier unbedingter Herrscher war, der Welt Trotz bieten zu können. Daß er und sein Anhang Frankfurt zwei Jahre terrorisieren konnte; daß es bis zur gewaltsamen Einsperrung des Rates und dessen Absetzung kam; daß unter der Anführung der Demagogen die Judengasse geplündert wurde, daß kaiserlichen Mandaten offen Trotz geboten und die, welche ihnen gehorchten, als „Parierer" verfehmt wurden: solche offenbare Pöbelherrschaft war wohl auch nur möglich, weil die Spannung im Reiche aufs äußerste gestiegen war und alle gefährlichen Dinge mit einer Behutsamkeit angefaßt wurden, die einer Begünstigung zum Verwechseln ähnlich sah. Und doch, welch ein Maß von Selbstbeherrschung inmitten der ausschweifenden Freiheit: nicht ein einziges Mal haben sich die Aufständischen an Menschenleben vergriffen.

Aber endlich nahte die lang aufgeschobene Katastrophe. Fettmilch und seine beiden Genossen wurden im Herbst 1614 in die Acht erklärt und nach verzweifelter Gegenwehr gefangen gesetzt. Ein langer und harter Prozeß begann im Namen des Kaisers gegen eine Menge von Aufrührern, gegen die Stadt selber. Hatte man sie so lange allein schalten lassen, so verfuhr man jetzt, wie um das Versäumte nachzuholen, mit diktatorischer Willkür: einseitig wurde das Urteil verkündet, einseitig die Verfassung des Bürgervertrags umgestoßen und die Patrizier abermals in ihre Vorrechte eingesetzt: es war eine furchtbare Strafe für die Fehler, welche eine verblendete, aber nicht unverzeihliche Maßlosigkeit des Volkes be-

Rückansicht der Judengasse vom alten Viehhof.
(Zeichnung von Peter Becker. 1872.)

gangen hatte. Schließlich büßten die Bürger doch nur für die Sünden des Rats, und dieser kehrte zurück gleich jenen Emigranten, welche nichts gelernt und nichts vergessen hatten. Die alte Mißwirtschaft begann von neuem. Am 28. Februar 1616 aber wurde die Exekution an Fettmilch und einer Anzahl anderer Führer auf dem Roßmarkt vollzogen; ihrer sieben wurden enthauptet, der Rädelsführer Leiber geschändet, vier Köpfe zu abschreckendem Exempel am Frankfurter Brückenturm aufgesteckt. Noch Goethe sah in seiner Jugend einen der Schädel hangen. Das Fettmilchhaus in der Tönges-gasse wurde niedergerissen und auf dem leeren Platz eine Schandsäule errichtet; ein Mal barbarischer Rachegesinnung, welches längst zerfallen und vergessen ist.

Die Bürgerschaft mußte zu allem Leid, das zahlreiche Verbannungen und empfindliche Geldstrafen ihr neben dem Jammer über das Ende ihrer Führer brachten, neben dem Einzug des Geschlechterregiments auch noch den Kummer erleben, daß die verhaßten Juden, welche man vertrieben hatte, mit Ehren restituiert wurden.

Die Plünderung der Judengasse im Jahre 1614 durch Handwerksgesellen und niederes Volk ist merkwürdig, als in so später Zeit geschehen. Das Volk haßte überall die Juden und war nur eben im Zaume gehalten: die völlige Anarchie in Frankfurt kennzeichnet sich auch durch diese Ausschreitung, welche wohl zu den populärsten gehörte und im ganzen Reiche Beifall fand. Man kennt die Judenverfolgungen des Mittelalters. Auch in Frankfurt hatten solche „Judenschlachten“ stattgefunden, 1241 und, durch die Geißelbrüder des furchtbaren Pestjahres angestiftet, 1349; sie waren lediglich Pöbelexzesse, und der Rat beteiligte sich niemals an

ihnen. Er schützte die Juden zu allen Zeiten, weniger aus Menschlichkeit denn aus Gewinnsucht. Allerdings ist zu merken, daß im früheren Mittelalter das fremde Volk noch nicht die verachtete und gedrückte Stellung einnahm wie seit dem 15. Jahrhundert. In Köln fanden sich sogar im 13. Jahrhundert Patrizier unter ihnen, in Frankfurt gehörten ihnen hervorragende Häuser wie das Fürsteneck, wie denn überhaupt die sogenannte Judengasse damals ein ganzes Straßenviertel zwischen Dom und Main einnahm, in dem viele Christen, sogar Bürgermeister, wohnten. Sie waren Bürger genannt und trieben Handel jeder Art. Erst seit dem Ende des 13. Jahrhunderts wurden sie aus der bürgerlichen Gemeinschaft ausgeschlossen und als ein Stück Eigentum des Kaisers oder der Stadt behandelt. Die steigende merkantilische Entwickelung der Deutschen verdrängte sie allmählich ganz vom Warenhandel und ließ ihnen zuletzt nur das Geldgeschäft übrig, das den Christen durch kanonisches Recht verboten war. Eine wirkliche Beschränkung aber setzte für sie in Frankfurt erst ein, als der Rat sie auf kaiserlichen und päpstlichen Befehl 1462 aus ihren alten Quartieren am Dom austrieb und außerhalb der alten Mauer an der Allerheiligengasse ansiedelte. Da entstand in der Linie der heutigen Börnestraße die Frankfurter Judengasse, in welche sie eingesperrt wurden gleich wie in einer Hürde. Hohe Mauern trennten die schmale und finstere Gasse von den christlichen Quartieren; die drei Tore, welche sie mit der Außenwelt verbanden, wurden in der Nacht und während der Sonn- und Feiertage geschlossen gehalten. Dann mußten sie sich, so volkreich sie waren, in der dumpfen Atmosphäre ihrer Gasse bescheiden, ein

schmutzig und malerisches Gedränge: wehe dem, welcher auf verbotenen Straßen oder gar bei einem öffentlichen Feste als Zuschauer betroffen wurde! Ihre Neugier büßten 1506 schwer zwei Juden, welche auf dem Roßmarkt eine Festlichkeit mitanschauen wollten und entdeckt wurden: das aufgeregte Volk schlug sie ohne weiteres tot. Die Mauern und Tore dienten eben nicht bloß dazu, sie von der christlichen Gemeinschaft zu sondern; sehr oft mußte diese der Rat bewachen lassen, um sie vor der Wut und Plünderungssucht des Pöbels zu schützen; ganz besonders an großen Festtagen und wenn etwa — was aber selten geschah — auf öffentlichem Platze ein Mysterium vom Leiden des Herrn gespielt wurde, das die religiösen Instinkte der Menge aufstachelte. So wurden sie zwar vom Rat geschützt; sie mußten die „Stättigkeit", wie man ihren Vertrag hieß, alle drei Jahre erneuern, d. h. erkaufen; aber mit dem Schirm erkauften sie zugleich traurigen Zwang und entwürdigende Bestimmungen des Lebens. Nur gewisse Straßen waren ihnen zu betreten erlaubt, die städtischen Promenaden öffnete ihnen sogar erst die napoleonische Zeit; kränkende Behandlung auf der Straße galt den Christen als witziger Zeitvertreib; und der Rat stimmte in diesen Gassenbubenton ein, indem er im 15. Jahrhundert am Brückenturm ein Schandgemälde malen ließ, das den angeblichen Ritualmord des Tridentiner Christenknaben und schmutzige Insinuationen den Juden vorhielt, und das wiederholt, noch 1747, erneuert wurde, um die unflätige Erinnerung nur ja wachzuerhalten. Von ihren schimpflichen Kleidervorschriften sagt der englische Reisende Dr. Edward Brown (1686): „Diese müssen zum Unterschied einige

Merkmal an ihren Kleidern tragen; auch tragen sie große Krägen und ihre Söhne breite Mützen und ihre Weiber sind um das Haubt herum auch sonderlich angetan".

So lebten sie in mittelalterlicher Enge, bei steigendem Reichtum stets voller Furcht, geplündert zu werden, gemieden wie Aussätzige und doch gebraucht, wenn es Geld zu leihen galt, und darum beschirmt vom Rat; geplündert von Handwerksburschen unter Fettmilchs Ägide und aus der Stadt entfernt, mit Nachdrücklichkeit 1616 wieder hineingeführt; in ihrer übelriechenden Gasse, in Häusern, welche so schmal waren, daß jedes Stockwerk nur zwei Zimmer enthielt, und welche dadurch, daß ihre oberen Geschosse überhingen, die Gasse verfinsterten, mitunter bequemer, meist in dem entsetzlichsten Gedränge nebeneinander — so lebten sie bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Dann erst haben sie nach und nach in der Stadt Wohnungen beziehen dürfen, mit Mißtrauen anfangs empfangen und kaum geduldet. Die Judengasse aber hat in unveränderter Gestalt bis in die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts bestanden, so wie sie nach dem großen „Judenbrande" 1711 wieder aufgebaut wurde (und das geschah durchaus in der Weise des 16. Jahrhunderts, nicht nach dem neuen Geschmack). Erst 1884 ist auch die bis zuletzt erhaltene Ostseite niedergerissen und die breitere Börnestraße angelegt worden. Und der einzige Rest dieses merkwürdigen spurlos verschwundenen Ghetto ist das Rothschildsche Stammhaus, welches, mäßig restauriert, von außen wenig den Eindruck des Altertümlichen und Geheimnisvollen vermitteln kann, der dem Schauplatz vielhundertjähriger Leidensgeschichte anhaftete.

▽ ▽ ▽

Einzug Gustav Adolfs in Frankfurt. (Kupferstich von Mathias Merian 1631.)

Die zähe Konstitution Frankfurts überwand gut die Erschütterung der Fettmilchschen Zeit, dergestalt, daß es auch aus dem nun folgenden Großen Kriege lebensfähiger hervorging als sehr viele Gemeinwesen. Seine Existenz hat der Krieg nicht untergraben, wenn es auch schwer heimgesucht wurde; es nahm Schaden an Vermögen und an Messen, es mußte Seuchen und Hungersnot über sich ergehen lassen, wie sie dem deutschen Lande fast nirgends erspart blieben. Aber der Rat wußte durch geschickte Schachzüge, durch bedeutende Lieferungen und Geschenke an feindliche und freundliche Führer sich Ruhe vor Einquartierungen zu verschaffen. Das alte Prinzip strenger Neutralität wurde, so schwer es manchmal war, mit Gewandtheit durchgeführt; bis endlich 1631 der Schwedenkönig kam und Einlaß begehrte. Auch hier wollte der Rat ausweichen — er fürchtete für seine Reichsfreiheit —; aber Gustav Adolph wies in aller Freundlichkeit auf die Überredungskraft seiner Kanonen: da mußte die Stadt sich fügen, und mit großer Heeresmacht zog der König in Frankfurt ein, von den Bürgern als Beschützer ihres Glaubens mit ehrlichem Jubel empfangen.

Gustav Adolph schlug für die Wintermonate 1631/32 sein Hauptquartier in Frankfurt auf. Hier wohnte er im Braunfels, und das alte Patrizierhaus am Liebfrauenberg war ein paar Monate der Mittelpunkt europäischer Politik. Nie hatte die Kaiserkrönung der Stadt eine solche Bedeutung gegeben. Freilich diente sie auch hier lediglich als Schaubühne, ihre Rolle war passiv und unheroisch wie zu allen Zeiten, wie es des Reiches Messeplatz, der „Mutter aller Kaufmannsgewerb“ wohl anstehen mochte.

Der Rat fuhr fort, sich als unumschränkten Herrscher zu fühlen und im Vollbesitz der Souveränität den geringen territorialen Umfang seiner Gewalt durch Intensität in seiner Mißwirtschaft wettzumachen. Die Ratsstellen waren käuflich und mußten füglich als Sinekuren des Inhabers gelten, der sich an Bestechungsgeldern und städtischen Einkünften gütlich tat; die Justiz versagte, sie machte vor den Mächtigen und Reichen vorsichtig Halt; und eine despotische Behandlung der „Untertanen" krönte das würdige System.

Welche Lebenskraft aber in der Frankfurter Demokratie lebte, erkennt man daraus, daß sie nun im 18. Jahrhundert zum dritten oder vierten Male sich gegen die verrotteten Geschlechter erhob und durch den unglücklichen Ausgang aller früheren Versuche sich nicht abschrecken ließ: sie zog daraus nur die Lehre, daß man es vorsichtiger und maßvoller durchführen müsse. Durch Ungestüm waren die Erfolge von 1355 und 1612 verdorben worden; jetzt ging man mit der Hartnäckigkeit vor, die sich nicht abschütteln läßt, und lernte von der Diplomatie des Absolutismus ihre altbewährten Mittel gebrauchen: im Wetteifer mit dem Rat sandte die Bürgerschaft ihre Abgeordneten und Syndiker an den Wiener Hof, im Wettstreit mit ihrer Obrigkeit ließ sie die Minen der Bestechung springen (eines Schlüssels, der in jenen Zeiten jede Türe öffnete und etwas so Gebräuchliches war, daß man es ohne Scheu ganz offiziell gebrauchte). Und in fast dreißigjährigem Ringen, von 1705 bis 1732, gelang es ihr, Schritt für Schritt den Einfluß des Rates zu brechen und auf diplomatischem Wege eine Reform der Verfassung durchzusetzen. Seit 1712 waren abermals, wie vor hundert

Jahren, der Kurfürst von Mainz und der Landgraf von Darmstadt als Kommissare des Kaisers tätig, und aus ihren Verhandlungen erwuchsen die kaiserlichen „Resolutionen", welche in der Hauptsache auf die Schaffung von Kontrollbehörden ausgingen, die dem Rat beigeordnet wurden, und deren Zustimmung zu jeder Geldausgabe und Verordnung notwendig war; einer Art Parlament mit bindendem Votum.

Somit bestanden in Frankfurt seit 1732 in dem Neunerkolleg (das die Finanzen kontrollierte) und in der ständigen Bürgervertretung der Einundfünfzig Organe zur Verhütung adliger Willkürherrschaft. Sehr beliebt waren sie beim Rat natürlich nicht; er ertrug es nur mit Zähneknirschen, daß ihm die Vorrechte genommen waren und „Einige aus dem Pöbel dem Magistrat über den Kopf gesetzt sind", wie sich Lersner ausdrückte, der mit beißendem Spott über die Hoffahrt und das Sichspreizen der biederen Parlamentarier herfuhr. Und im Grunde genommen war damit auch nichts anderes gewonnen, als daß nun alle Fortschritte stockten und rein nichts im allgemeinen Interesse geschah, weil die Bürgerkollegien dem Rat und der Rat den Kollegien mißtraute und der eine gewiß verwarf, was dem andern gut dünkte, aus lauter Neid und Besserwisserei. Das Regieren wurde eine bitter schwere Kunst, weil jeder Bürger der Ansicht war, das verbriefte Recht zum Dreinreden leide unersetzlichen Schaden, wenn er es nicht bei jeder hochnotpeinlichen Dreibatzenaffäre laut und breitspurig betätigte. „Sie waren stolz darauf," sagt Kriegk in den deutschen Kulturbildern von diesen Leuten, „nicht gleich den sie umwohnenden fürstlichen Untertanen abhängig zu sein, sondern sich selber re-

gieren zu dürfen. Sie dünkten sich über jene Untertanen weit erhaben und schlossen mit stolzem Selbstgefühl sich von ihnen ab. Ihr Gesichtskreis reichte meistens kaum über die Mauern der Stadt hinaus; innerhalb derselben aber interessierten sie sich lebhaft für alles und jedes.“ Mit Parlamentsmitgliedern von solcher Gestalt ließ sich allerdings schwer auskommen; und es war eigentlich ein sonderbarer Widerspruch, daß der aufgeklärte Absolutismus im Anfang des 18. Jahrhunderts eine derartige Verfassung erzeugen und Standesgenossen, wie die Frankfurter Ratsherren es waren, aufnötigen konnte. Der alte Bürgervertrag von 1612 hatte das Übel weit ernster angepackt, indem er den Rat demokratisierte: das mußte allerdings in den Augen der Obrigkeit vom 18. Jahrhundert ein Greuel sein und eine Unmöglichkeit. Und so behalf man sich mit der Parodie auf das Zweikammersystem einer Republik, dessen Erfolge in demselben Verhältnis zu den Umständlichkeiten seiner Einführung standen wie die Bedeutsamkeit des Frankfurter Staates zu der reichsstädtischen Wichtigtuerei seiner Einwohner. In dieser engen Welt lief selbst der große geschichtliche Kampf zwischen den sozialen Mächten und dem Absolutismus, von den Staaten ringsum zugunsten bedingungsloser Fürstenherrschaft gelöst, in die Schlußapotheose eines seichten Kompromisses aus, der in seinem Schoß nicht die erhoffte Versöhnung, sondern nur unaufhörlichen und kleinlichen Hader barg.

Hinterhäuser der Judengasse. (Zeichnung nach O. Lindheimer.)

Die Senckenbergischen Händel.

Mitten in die gesellschaftlichen und moralischen Zustände der Reichsstadt zur Zeit der gepuderten Haare und der Seidenstrümpfe führt die abenteuerliche Geschichte des Senators Johann Erasmus Senckenberg.

Man kennt den Namen Senckenberg aus Goethes Dichtung und Wahrheit, wo die drei Brüder „durchgängig als Sonderlinge“ unter dem Spitznamen der drei Hasen erscheinen; mehr noch vielleicht durch die großartige Stiftung, welche der jüngste von ihnen, Johann Christian der Arzt, für die Stadt errichtete, und welche heute mehr denn jemals die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Aber es ist nicht das; Johann Christian hat außerdem ein Tagebuch hinterlassen, das auf die damalige Gesellschaft grelle und unerwartete Schlaglichter wirft, und in dem Senator Senckenberg stellt sich ein Typus des Frankfurters dar in einer höchst rücksichtslosen und verderbten Zeit.

Erasmus Senckenberg ergriff mit seiner ungewöhnlichen Begabung den in der Aufklärungszeit sehr aussichtsreichen Beruf des Advokaten. Schlau und gewissenlos, wie er war, zeichnete er sich durch seine rabulistische Gewandtheit vor allen aus und wurde den Patriziern, deren unsaubere Wäsche durch seine Hände ging, derartig unentbehrlich, daß sie ihn 1746 in den

Rat wählten, obwohl er keineswegs zu der adligen Clique gehörte. Aber wie so oft, sahen die Frankfurter Ratsherren sich mit ihrer Weisheit betrogen: Senckenberg, der um alle ihre schlimmen Geheimnisse wußte, ihnen an Geist und Wissen unendlich überlegen war, machte jetzt plötzlich gegen sie selber Front und wendete die ganze ausgesuchte Rücksichtslosigkeit seines Wesens und seine verruchte Schlagfertigkeit gegen die Spießgesellen; dergestalt, daß sie bald gänzlich in seiner Hand waren und er mit ihnen umsprang wie mit Spielbällen. Denn sie hatten ihm nichts entgegenzusetzen. Durch sein Mitwissen um ihre Sünden jeder wirksamen Waffe beraubt, unterlagen sie schutzlos den ätzenden Schmähungen, Pasquillen und Denunziationen, mit denen er sie überschüttete, und die so maßlos und in einem so wilden Ton gehalten waren, daß man sich nicht vorstellen kann, wie Menschen auf der Höhe der Gesellschaft sich derartiges leisten oder bieten lassen konnten. Die tiefe sittliche Roheit, welche die herrschenden Kreise erfüllte, bricht hier schrankenlos ans Tageslicht und verkörpert sich in diesem Rat und in seinem Feinde, welche miteinander in einer Tonart verkehrten, die an Verbrecherkneipen erinnert.

Verfolgte Senckenberg mit dieser Taktik eine andere Absicht als die, sein Mütchen an Hochgestellten zu kühlen, so war es die: sie aus dem Regimente auszuschalten und über dieses nach eigenem Gutdünken zu verfügen. Denn Alleinherrschaft begehrte sein unbändiger despotischer Ehrgeiz. Allein hier war ihm die eigene sittliche Haltlosigkeit, sein aller Hemmungen entbehrendes Temperament durchaus entgegen. Seine Unfähigkeit, sich zu meistern und kleinliche Regungen um

eines großen Zieles willen zu unterdrücken, verdarb ihm schließlich jeden wirklichen Erfolg. Durch sein skandalöses Benehmen und Schmähen verscherzte er sich in unkluger Weise die Freundschaft einer großen Bürgerpartei, die er zusammengebracht und mit der er die patrizische Vorherrschaft hätte stürzen können. Wie gefährlich er dennoch gewesen war, erkannte der Rat an, als er seine endliche Verhaftung vor dem Kaiser damit rechtfertigte: er habe verhüten müssen, daß nicht ein zweiter (und erfolgreicherer) Fettmilch der Stadt erstehe. Die Verdorbenheit dieser Gesellschaft findet keine bessere Illustration, als sie die Machenschaften und das Benehmen Senckenbergs bieten. Er vergewaltigt seine Magd, und um die gerichtlichen Folgen von sich abzuwälzen, begeht er Rechtsbeugung und Falsum; und er ist den Kollegen so furchtbar, daß sie sich nicht getrauen etwas gegen ihn zu unternehmen, und daß er, trotz dieser und anderer offenbarer und vor einer Universitätsfakultät bewiesener Verbrechen noch zwölf Jahre im Amte bleiben und weiter toben darf, gegen Gott und alle Welt, und am meisten gegen die Herren selber, derartig, daß viele von ihnen überhaupt nicht mehr in den Römer zu kommen wagten.

Senckenberg hätte als kühner Verbrecher eine namhafte Stelle im Pitaval einnehmen können, seine Begabung und Energie hätte ihn zu großen Dingen fähig gemacht. Aber es langte in seiner Natur nicht zum radikalen Bösen; er war nur ein Gemenge von kleinen Tücken, nicht einmal ein Franz Moor. Ins Blaue hinein schmähen und Ränke stiften, die Menschen verhetzen, seinen Despotismus an der nächsten Nachbarschaft befriedigen, Prozesse verschleppen und jedermann zur

Wut gegen sich aufstacheln, dergestalt, daß es bis zu Mordanschlägen gegen ihn gedieh: das konnte er, das waren seine Heldentaten. In dieser Verzettelung der Kräfte selbst im Schlechten offenbart sich die Öde und Verrottung der reichsstädtischen und im Grunde auch der ganzen deutschen Verhältnisse jener Epoche. In dem faulen stehendem Sumpf der Republik konnten wohl Giftblasen solcher Art emporsteigen, doch kein verheerender, aber erlösender Dammbruch die Gewässer durcheinanderschütteln und klären.

Wie verdorben die öffentlichen Verhältnisse waren, erhellt klar aus einem Ereignis, in dem auch Senckenberg seine Finger hatte.

Wir wissen nur aus dem Tagebuch seines Bruders, des Arztes, daß die Franzosen 1759 nicht durch zufällige, sondern durch eine planmäßig verabredete Überrumpelung sich Frankfurts bemächtigt haben. Goethe erwähnt von diesem Verrat nichts, und die Akten schweigen, wie natürlich; allein Goethe war damals zu jung, um von politischen Geheimnissen etwas wissen zu können, und hatte auch später keinen Grund, seinen Großvater bloßzustellen, welcher mit unter den Verrätern war; während Senckenbergs Tagebuch, wie Kriegk mit Recht annimmt; als durchaus zuverlässig gelten darf. In der Stadt, die zum größten Teil „fritzisch gesinnt“ war, fand sich doch eine Partei, die leidenschaftlich zu Österreich hielt; und von dieser verabredeten sieben Senatoren, einem Winke von Wien folgend, bei einer Jagdpartie mit den Franzosen, sie wollten sie in die Stadt einlassen. Unter ihnen war auch Goethes Großvater, der Schultheiß Textor, nicht aber Senckenberg. Dieser trat vielmehr, als gänzlich unsozialer

Mensch sich in allen seinen Taten offenbarend, auf eigene Faust als Verräter auf und ließ den Franzosen anzeigen, auf welche Weise sie sich der Stadt bemächtigen könnten. Wie wenig konsequent aber und wie sehr von persönlichster Rachgier geleitet sein Handeln war, bewies er dadurch, daß er seinerseits auch die Warnungen von dem Verrat der Sieben, die ihm von Wien zukamen, andern Bürgern mitteilte. Diese trauten ihm aber nicht und hatten dessen nicht acht. So kam es, daß niemand sich eines Bösen versah und den Franzosen das Scheinmanöver der Überrumpelung am 2. Januar 1759 vollkommen gelang. Über vier Jahre hielten sie die Stadt besetzt; zum Ärger aller Bürger, die ihren Haß auf die verräterischen Senatoren warfen. Senckenberg, der Arzt, erzählt unter anderen eine fürchterliche Szene zwischen Textor und dem Vater Goethes, bei der es bis zum Messerwerfen und Degenziehen kam. So erbittert waren die Gemüter; und die vollständige Entfremdung in seiner Familie, von der uns Goethe selbst berichtet, ist durch solch einen Skandal noch besser erklärt als durch die Tatsache bloßer Parteinahme für oder gegen Preußen.

Indessen genügt die fanatische Parteistellung und die Anhänglichkeit an Österreich, um den Hochverrat der sieben Senatoren zu erklären; es ist nicht nötig, die Annahme ihrer Bestechung hinzuzufügen. Gleichwohl liegt diese nahe, da goldene Händedrücke in Frankfurt nur üblich waren, nachdem den Ratsherren und ihrem Stabe die Veruntreuung öffentlichen Eigentums durch die Bürgerkollegien erschwert oder unmöglich gemacht worden war. Denn erstlich war Bestechung überhaupt das Mittel der Epoche, wodurch man am geschwindesten

zu seinem Ziele gelangte; und dann war die Bildung der Senatoren nicht von der Art, daß ihnen Trinkgelder als etwas Entwürdigendes vorgekommen wären. Viele hatten wohl kaum das Gymnasium durchgemacht; und wie private Schulen damals beschaffen waren, davon legen die „Quartierschulen" Zeugnis ab. Diese beruhten auf verkäuflichen und vererblichen Konzessionen; ihre Inhaber bildeten eine regelrechte Zunft. Sie hielten in ihren dürftigen Stuben manchmal bis 200 Knaben und Mädchen vom Morgen bis zum Abend eingesperrt und teilten bei reichlicher Anwendung der Zuchtrute ein kärgliches Brot von Volksschulwissen an sie aus; außerdem etwa noch „Auserlesenen in der Privat" ein bißchen Französisch.

So ungefähr war die Wissenslast beschaffen, die auch ein Senator auf sich nehmen mußte; es wurde ihm aber nicht zu schwer gemacht: war er ja ohnehin meist von Geburt an für seinen Stand bestimmt. Es gab freilich auch hochgebildete geistvolle Männer im Rat, wie den durch seine Frankfurter Chronik berühmt gewordenen Lersner; aber in der Mehrzahl waren sie wirklich „Hasen, Schwachköpfe und Verräter", wie der Herzog von Noailles sie nannte. Der Rat war wie vordem der Autokrat, der kraft eigenen Gewalt seine „Untertanen" regierte. Die Kollegien hatten ihm zwar in Verwaltungsgeschäfte dreinzureden. Aber an seinem Klassenhochmut hatte er gar nichts eingebüßt; die Patrizier, die noch immer seinen wesentlichsten Bestandteil bildeten, waren die Alten. Von ihnen konnten nur wenige noch ihren Ursprung auf ritterliche Ahnen zurückführen. Die meisten stammten von Gelehrten und Kaufleuten ab, trieben aber in keinem Fall mehr ein

Wahlzimmer der Kurfürsten im Römer.
(Kupferstich des Krönungsdiariums 1742.)

bürgerliches Geschäft. Nährte sie der angestammte Grundbesitz nicht standesgemäß, so traten sie als Offiziere oder Beamte in die Dienste benachbarter Landesherren. Oft heirateten sie in auswärtige Landadelsfamilien hinein; und so hatte ihre junkerliche Anschauung in jedem Falle den stärksten Rückhalt an den immer erneuten Berührungen mit ihren Standesgenossen.

Wie schon Senckenbergs Straflosigkeit dargetan, war das Recht nicht wohl aufgehoben bei Leuten, die sich selber beständig vorzusehen hatten. Es kam aber auch in Frankfurt offenbare Rechtsbeugung vor. Während Sittenverstöße an den untern Volksschichten mit unnachsichtlicher Härte geahndet wurden, schritt die Behörde nicht ein einziges Mal aus eigenem Antrieb gegen reiche oder angesehene Leute ein, obwohl diese sich ganz andere Ausschweifungen zu schulden kommen ließen. Als ein junger Patrizier (im Jahre 1778) einen Vergiftungsversuch an seiner Frau begangen hatte, dekretierte der Rat nur eine Geldstrafe nebst leichter Verbannung, weil jenem die Zurechnungsfähigkeit gemangelt habe; und zwar wurde diese Frage nicht durch Ärzte festgestellt, sondern es beschworen sie einige Bekannte seines Vaters; dessen hohe soziale Stellung hätte einen Skandal allerdings zu einer peinlichen Sache für die Herren gemacht.

Es war ein erklärtes Vertuschungssystem, das öffentliches und privates Leben beherrschte. Im Innern durfte es aussehen, wie es wollte: wenn nur die Fassade gefirnißt war! Wenn nur der Etikette Genüge geschah! Darum wurden auch die kleinen Laster, die das Licht nicht scheuten, mit so rücksichtsloser Härte gestraft, standen fast täglich Dirnen am Pranger, wurden Stadt-

soldaten vor der Hauptwache geprügelt und mußten Spießruten laufen, wenn sie auch nur unterlassen hatten, einmal vor einem Senator zu präsentieren; wurden bei den Prügelszenen im Zuchthaus die Waisenkinder aufgestellt, daß sie zusehen und sich's zum warnenden Exempel dienen ließen. Nicht das Wesen suchte man in Rechtspflege, in Erziehung, in Religion und Sitte, sondern Formeln und Dogmen für ihre Äußerlichkeiten. Hier war die Menschenliebe immer bereit zum Prügel zu greifen; die Religion erstarrte zum Positivismus, zum Glaubenshaß, zur Bigotterie. Man mied immer noch den Verkehr mit den Reformierten und suchte ihren Gottesdienst einzuschränken; und es war seit 1616 ungeschriebenes Gesetz, daß nur Lutheraner in den Rat oder in irgend ein Amt kommen durften. Nächst den Hamburger ragten die Frankfurter Pastoren in Deutschland durch den Eifer hervor, mit dem sie die Andersgläubigen und die Gedankenfreiheit in Zucht und Obhut nahmen. Goethe sah nicht nur in seiner Jugend die Strafe des Verbrennens an einem gottlosen Roman exekutieren: er erlebte es noch, daß der Rat von Frankfurt gegen die „Gelehrten Anzeigen" strafend einschritt, deren Mitarbeiter er mit Merck und andern bedeutenden Männern war. Der Rat aber erntete für diese fromme Betätigung Beifall von der würdigsten Seite, die er sich wünschen konnte. Der Hamburger Hauptpastor Götze, hochberühmt als Lessings bigottester Gegner, rief erfreut: im Frankfurter Zion walte noch der rechte Gott.

Daß mit dem kirchlichen Zelotismus sich ein ganz roher Aberglaube verband, ist nicht wunderbar. Die Kirchenlieder strotzten von alttestamentarisch greulichen

Drohungen und Teufelsspuk, man kam ohne den Gottseibeiuns fast nicht mehr im täglichen Leben aus; und daß es überall in der Stadt spukte, wo die Gelegendazu sich bot, versteht sich. Hinter der schlimmen Mauer (Stiftsgasse) gingen Muhkalb und Ketteneſel um, und im Römer erschienen um Mitternacht die Geister der Senatoren, „selbst derjenigen, bei denen man im Leben auch keine Spur von einem Geist hätte wahrnehmen können“.

Während die Frankfurter Herren ihren Passionen gewöhnlich in der Stille nachgingen und es gar nicht liebten, wenn davon Aufhebens gemacht wurde, trieb es Senckenberg mit einer Offenherzigkeit und in einem Stile, der eine zum wenigsten nicht klein angelegte Natur verriet. Wenn er betrunken war, schlug er alles kurz und klein, sah ihn jemand dabei schief an, so verfiel er gleich auf seine Senatorenwürde und eilte zur Hauptwache, um sich Soldaten zur Hilfe zu holen; wogegen er dann wieder einmal im Römischen Kaiser sich dergestalt in seine trunkene Rolle versetzte, daß er auf einem Pferd an die Gasttafel hereingeritten kam und einen Marktschreier agierte. Auch trieb er oftmals mit Dirnen gar wunderliche Possen, fuhr mit solchen, die er in Mannskleider gesteckt hatte, öffentlich spazieren oder rollte sie in einem Faß durch die Straßen; mit einem preußischen Offizier warf er einst auf der Zeil der Maitresse eines Generals, die sie nicht vorgelassen hatte, die Fenster ein: kurz, er bewies auch im Laster eine originelle und gar nicht Frankfurtische Gesinnungsart. „Dergleichen“, sagt Goethe, „wird in einer beschränkten Stadt, wo sich niemand weder im Guten noch im Bösen hervortun soll, nicht zum besten aufgenommen.“

Im Grunde waren es freilich auch nur exaltierte Eigenschaften des Frankfurters, die ihn bei den einen beliebt, den andern höchst gefährlich machten, und die endlich auch seinen Sturz herbeiführten: rücksichtslose Eigenwilligkeit und Selbstüberschätzung. Dergestalt ins Maßlose gesteigert, wie bei Senckenberg, arteten sie zu einem schrankenlosen und antisozialen Despotismus aus, der jedes gemeinsame Arbeiten für ihn ausschloß und ihn zur Unfruchtbarkeit verdammte, der ihm den Ziernamen „Frankfurter Wildles“ einbrachte, und der sich schließlich selbst gegen das Gemeinwesen wandte, das er gleichwohl liebte und zu fördern glaubte.

Die ärgerlichen Münzstreitigkeiten zwischen Frankfurt und dem Wiener Hof im Jahre 1760, welche den Rat tief demütigten und der Stadt beinahe zum Verderben ausgeschlagen wären, sind im wesentlichen sein Werk.

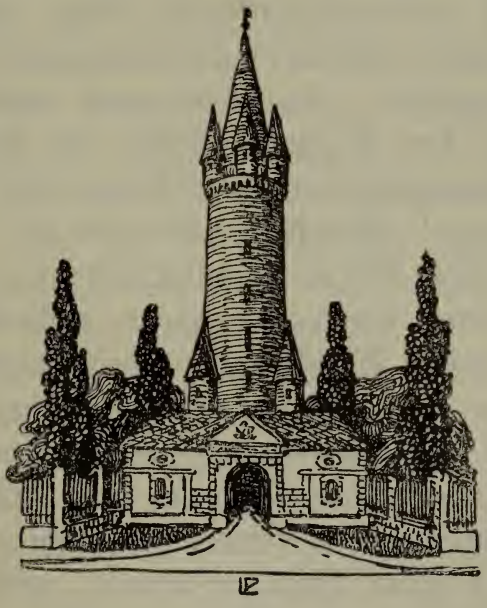
Eine große Zahl von Frankfurter Juden und Christen beschäftigte sich mit dem einträglichen Beruf des Wippens und Kippens: sie kauften gute Münzen auf und schmolzen sie ein oder führten sie ins Ausland; die schlechten blieben im Lande. Der Senat aber drückte beide Augen darüber zu; und es ist ungewiß, wie viele Leute direkt oder indirekt an solcher Münzverschlechterung beteiligt waren (die übrigens keineswegs nur in Frankfurt betrieben wurde): jedenfalls lagen Gründe genug vor, die nie schlummernde Rachsucht Senckenbergs auf Denunziationen in diesem Gebiete zu lenken. Er steckte sich hinter einen übel beleumdeten Juden, Maier Amschel Flörsheim, und lieferte ihm, als Deputierter des Rechneiamtes, so viel Material, daß er den Rat am Kaiserhofe fortgesetzt des Münzfrevels zu ver-

dächtigen imstande war. Ja er ließ selber im Wien, als des Flörsheim Denunziationen nicht nach Wunsch verfingen, die Absendung einer kaiserlichen Münzkommission anregen. Diese erschien daraufhin 1760 in Frankfurt mit großer Vollmacht, um Schuld und Beteiligung des Rates an den Machinationen zu untersuchen. Senckenberg triumphierte, er glaubte seine Feinde sicher verdorben zu haben; zu früh: die Münzkommission war an sich ein unkluger Schritt des Kaisers, und sie trat dazu so gewaltsam und herrisch gegen den Rat auf, daß sich die Bürgerschaft gegen sie erhob und der französische Kommandant Du Mesnil gegen die tyrannische Behandlung des Rates protestierte. Er setzte es durch, daß die ganze Frage direkt von dem Wiener und Pariser Kabinett behandelt wurde und die Münzkommission ohne einen Erfolg wieder abziehen mußte. So hatte sich die Regierung von Österreich um ein Erhebliches in den Grenzen der kaiserlichen Macht geirrt, die nicht einmal mehr ausreichte, irgendwo im Reiche Münzfrevel von höherer Hand zu untersuchen. Sie war an der Hartnäckigkeit gescheitert, mit der eine Kaufmannsstadt an ihren Privilegien hing, an einer unzeitig bewiesenen (und so wenig österreichischen) Schneidigkeit und an dem löblichen Eifer ihres hohen Bundesgenossen im Westen, der erst mit ihrer Beihilfe sich Frankfurts bemächtigt hatte und nun den großmütigen Protektor der deutschen Reichsfreiheit spielte: die Pose stand ihm ganz hervorragend. Am allerbesten kam aber der spezifisch Frankfurter Nationalstolz dabei weg; er hatte wieder einmal seine Sonderfreiheiten und sanktionierten Mißbräuche tapfer gegen Kaiser und Reich verwahrt.

Für Senckenberg hatte jetzt indessen — man weiß nicht, ob im Zusammenhang damit? — die Stunde geschlagen. Er wurde 1761 auf Verlangen des Bürgerausschusses zunächst vom Amte suspendiert. Er hatte durch allzu reichlichen Gebrauch seiner Mittel deren Wirkung auf die Feinde abgestumpft, die ihn nun (nach zwölf Jahren!) aus ihrer Mitte verstießen. Allerdings behandelte man ihn auch jetzt noch mit größter Schonung, da er in Wien mächtige Gönner besaß, seinen Bruder vor allem, der Reichshofrat war. Aber er selber wollte nichts von einem Vergleich mit dem Senat wissen, er tobte und schmähte ärger denn je; und der Arzt Christian Senckenberg lehnte ebenfalls alle Aufforderungen, zu vermitteln, ab: „Ich mag mich in diesen Dreck nicht legen. Mein Bruder und der Senat sind zusammen faule Eier und stinkende Butter.“ Man sieht, es gab in Frankfurt noch Leute, welche das Kind beim rechten Namen zu nennen wußten. Der Paroxysmus eines Menschen, der auf Gott und die Welt flucht, und der offenbar mit seiner Persönlichkeit ganz in chaotische Zustände geriet, ward so schlimm bei Senckenberg, daß man ihn 1769 einsperren mußte, um ihn nicht gemeingefährlich werden zu lassen. Noch im Gefängnis verfaßte er Pasquille und stiftete Intriguen an. Seine rabulistische Geschicklichkeit warf sich jetzt darauf, den Prozeß, den man ihm machte, unaufhörlich zu verwirren und zu verschleppen, mit beständigen Beigaben einer unsäglichen Boshaftigkeit gegen Richter, Freunde und Feinde. So saß er denn, da bei den konfusen Rechtsverhältnissen jener Zeit niemand Fähigkeit oder Neigung hatte, das Verfahren zu Ende zu bringen, in dem Obergeschoß der Hauptwache, das als

Roßmarkt mit Hauptwache und Katharinenkirche.
(Kupferstich aus: Salomon Kleiner, Das Florierende Frankfurt. 1738.)

Gefängnis für „honette Personen“ diente, in dem südwestlichen Eckraum gegen den Steinweg zu, 26 Jahre bis zu seinem Tode; immer auf der Lauer, zu kränken und zu höhnen, wie ein alter Tiger, der noch durch die Gitter seines Käfigs die Krallen ausstreckt nach harmlosen Gaffern.



Goethe und die Gesellschaft in Frankfurt.

oethe war auch als Frankfurter ein Kind des Glücks. Sein Vater rechnete unter die Vornehmen, aber er blieb der Regierung fern und konnte in stolzer Abgeschlossenheit und Muße sich ganz der Erziehung seiner Kinder und seinen persönlichen Liebhabereien hingeben. In welch einer reinlichen Atmosphäre lebte der Knabe! Selbst vor der meist verrohenden Gemeinschaft in einer Schule blieb er bewahrt; kein Pädagoge in Frankfurt hätte ihm die Bildung und das ausgedehnte Wissen vermitteln können, das ihm der Unterricht seines Vaters gewährte. Unberührt von den engen und trüben Verhältnissen seiner Vaterstadt wuchs er auf unter den Augen einer herrlichen liebevollen Mutter, die seinem Liebebedürfnis wie seiner Phantasie gleich verschwenderische Nahrung bot. Erst als heranreifender Jüngling, in seinem 15. Jahre, kam er mit den Händeln jener Welt zusammen, und dieser Eindruck, vermischt mit den Schmerzen seiner ersten Liebe, war ein so gewaltsamer und niederschlagender, daß wir die Leidenschaftlichkeit jener Zeit noch in der mildernden Schilderung des Greises unmittelbar verspüren.

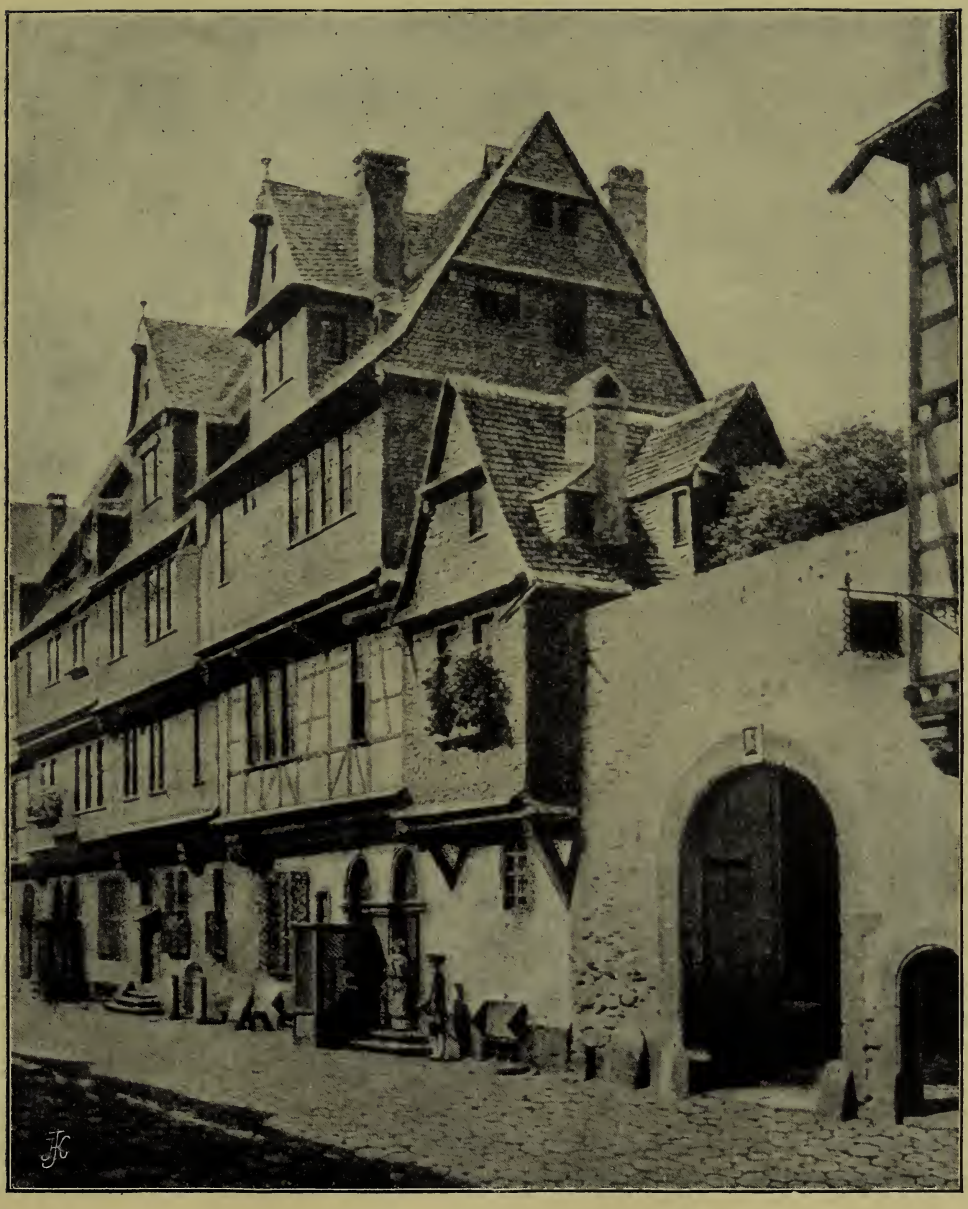
Nur die glücklichen Seiten seiner Lage bekam der junge reichsstädtische Patrizier zu kosten, dem so viele Quellen und Lebensmöglichkeiten zur Verfügung standen, welche dem Niedriggebornen und dem Untertan eines

Fürsten gleich verschlossen waren. Was es bedeutet, auf den Höhen des Lebens zu wandeln, die Wege geebnet vor sich zu sehen und früh gelernt zu haben, sich in jeder Situation, vor jedem Menschen mit Adel zu benehmen: das erfuhr Goethe der Frankfurter, dessen Großvater das angesehenste Amt der Republik bekleidete. Mit welchen Mühsalen der weniger Glückliche zu ringen hatte, lehren die Lebensschicksale seines Jugendfreundes, des Dichters Maximilian Klinger. Er war in den ärmlichsten Verhältnissen geboren und aufgewachsen und war dennoch vielleicht sein Hausgenosse: wie Rieger darlegt, wurde er wahrscheinlich in dem kleinen Häuschen geboren, das einen Teil des ursprünglichen Goetheschen Gebäudekomplexes ausmachte und erst bei dem Umbau 1755 in dem großen neuen Hause verschwand. Auf der Rekonstruktion Reiffensteins ist es, als kleiner Querbau rechts an Goethes Vaterhaus angeschlossen, zu erkennen. Klinger, der erfolgreiche, aber arme Poet, der sich mit Not durchs Leben schlug und erst in späterer Zeit sein Glück am russischen Hofe machte, fand, als er sich um eine armselige Torschreiberstelle, auf Drängen seiner Mutter, bewarb, eine so „verletzend frostige Aufnahme bei den Hochmögenden", daß ihm jede Lust verging, sich jemals in seiner Vaterstadt niederzulassen.

Goethe blieben natürlich alle derartig trüben Erfahrungen erspart, und sicherlich hätte sie auch seine kraftvolle und frohe Natur leicht überwunden, die sich alles assimilierte, das absolut Widerstrebende aber von sich fernhielt. Er hatte letzten Endes doch genug vom Frankfurter Wesen in sich, um sich kräftig zu behaupten. Ein robustes und behagliches Element, ein gesunder und

natürlicher Blick für die Realität des Lebens, eine praktische tätige Sinnesart war ihm als Frankfurter angeboren: mit ihnen überwältigte er, als ein wahrhaft großer Mann, die Welt, wo und wie sie sich ihm gegenüberstellte. Vergleicht man ihn mit dem Senator Senckenberg, so erkennt man die gemeinsamen Wurzeln ihrer Sonderart. Bei Senckenberg aber sind sie von Anbeginn angefault und die Energie in eigensinniger Rechthaberei und zweckloser Zankluft vergeudet. Goethe bedeutet eine ganze veränderte Welt. Mit seinen Wurzeln tief im nahrhaften Boden der Heimat haftend, in kluger Auffassung der Wirklichkeit, voller Lust zu handeln und zu raten, zu streiten und zu protestieren, in der Luft männlicher Unabhängigkeit erwachsen: hob er sich riesenhaft empor über den niedern Gesichtskreis der Vaterstadt, über die Mängel und Beschränkungen seiner Zeit in die sonnigen frohen Höhen der Menschlichkeit, deren Inbegriff uns in seiner Person erscheint.

Diese reine Luft glaubt man zu atmen, wenn man aus dem Hirschgraben in sein Vaterhaus tritt. In diesem wundervollen Hause, in seinen kühlen geräumigen Vorplätzen, auf den mit solcher Raumverschwendung angelegten Treppen, in diesen Zimmern, die mit Kunstwerken und Stichen nach italienischen Landschaften erfüllt waren: wie konnte sich da die Seele des genialen Knaben weiten und schon beim ersten tastenden Versuch ihren Flug weit über die engen Mauern der Stadt wagen! Aus den hintern Giebelfenstern sah er damals über Gärten und Gartenhäuser, über die turmbesetzten Mauern hinweg weit in die selige Ferne, wo die blauen Höhen des Taunus den Blick mit unsäglicher Gewalt nach sich zogen. Dort saß er früh schon und träumte



Goethehaus vor dem Umbau von 1755.
(Zeichnung von Reiffenstein.)

sich mit heißer Sehnsucht in die Welt hinaus, die er durch sein Leben dann geschaut und genossen hat wie kein Mensch zuvor. In jenen Räumen sog er die Liebe zur Schönheit in sich, die er draußen in den dunklen Gassen der Stadt nicht finden konnte. Sein Vaterhaus ist die Stätte der Kultur und der Bildung, die Goethe auf den Lebensweg bekam, nicht Frankfurt. Was Frankfurt damals seinen Söhnen mit auf den Weg geben konnte, mag man an dem erfolgreichen Leben großer Handelsmänner von der Art der Bethmann und Rothschild erkennen.

Er genoß freilich auch die Vaterstadt auf seine Weise. Er wäre nicht Goethe gewesen, dessen große Augen die ganze Welt in sich faßten, wenn er sich nicht des Bildes seiner Umgebung, ihrer Altertümer, ihrer Historie bemächtigt hätte. Und so vernehmen wir in seiner Selbstbiographie, nachdem das Innere des Hauses selbst und dessen aufregender Umbau 1755 die erste Neugierde des Kindes gesättigt haben, sogleich von seinen Forschungsreisen durch Frankfurt und erleben fast mit atemraubender Spannung, wie die Umwelt auf ihn eindringt, Schritt für Schritt, und von seinen unersättlichen Augen die seltsame alte Stadt verschlungen wird; können noch heute seinen Gängen kreuz und quer folgen und zu einem Teil wiedererkennen, was die junge Seele zuerst bewegte.

Die Aufregungen der Messe, die Zeremonien des Geleites und des Pfeifergerichts wiederholten sich jährlich zweimal; alle diese Dinge, fast jedes bedeutende Gebäude wiesen auf eine reiche Vergangenheit hin, die sich der rasch erfassende Knabe zu eigen machte; und in unmittelbare Nähe kamen ihm mit der Besetzung der

Stadt durch die Franzosen 1759 und die Einquartierung des Königsleutnant Thorane in seinem Vaterhause die weltgeschichtlichen Händel, welche alsdann gefolgt und gekrönt wurden von den Festlichkeiten des Jahres 1764, der Wahl und Krönung Josephs II. Hier ging er im Rausch des ersten Liebesglücks, das ihm die Feste begleitete, Arm in Arm mit Gretchen, auf der Linden-Esplanade, um die Illumination des Fürsten Esterhazy zu betrachten: es ist derselbe Platz, der heute Goethes Namen trägt.

Eine andere liebliche Erinnerung an den jugendlichen Goethe ist durch ungeschickte Gebäude zerstört: der Schauplatz des Knabenmärchens vom neuen Paris. An den Senckenbergischen Stiftsgebäuden entlang zieht sich eine Gasse, ehemals „Schlimme Mauer“ genannt. Der Name stammte bereits aus dem 14. Jahrhundert, von einem Anwohner namens Slymme. Die Wortherkunft war aber in Vergessenheit geraten, und aus einer falschen Ethymologie hatte sich die Sage gebildet, es sei da nicht geheuer: dort, gegenüber dem ehemaligen Fischborn-Brunnen, der an der Senckenbergischen Mauer lag, trat der schön geputzte Knabe, „den Hut unter dem Arm und den Degen an der Seite“, durch das zierliche gotische Pförtchen in den Zaubergarten und erlebte sein artig erfundenes Abenteuer. Jetzt nehmen Handelshäuser den Raum des Gartens ein, und durch die „Schlimmengasse“ fährt die Elektrische.

Doch gegenüber den unförmigen Baulichkeiten herrscht noch alte idyllische Ruhe. Hinter Mauer und Gitter schlummert der botanische Garten; die hübschen gebrochenen Dächer des Bürgerspitals und die niedliche Kuppel des anatomischen Theaters, ein ganzer

Komplex schöner alter Bauten, in Grün gebettet, liegt dort am Eschenheimer Tor, tief unter der alten Stadtmauer, deren Reste den Fahrdamm der Bleichstraße stützen, einer der ziervollsten Winkel Frankfurts. Es ist kein Werk städtischer Fürsorge. Die hohe Gesinnung eines Mannes erschuf die erste wohltätige und wissenschaftliche Stiftung großen Stils, das Bürgerspital und den botanischen Garten, die Anatomie, das chemische Laboratorium und die naturwissenschaftliche Bibliothek: Johann Christian Senckenberg.

Dieser kluge und ehrenhafte Mann hat in einer selbstsüchtigen Zeit zuerst ein großes Beispiel von Heimatsliebe gegeben und sein bedeutendes Vermögen zugunsten und Ehren der Vaterstadt verwendet. Es gab damals überhaupt noch kein Hospital für Frankfurter Bürger. Infolge einer sonderbaren geschichtlichen Entwicklung war das Hl. Geistspital lediglich für die Aufnahme Fremder bestimmt. Senckenberg erkannte als Arzt den nächsten und heilsamsten Zweck eines Wohltäters, er erbaute ein Krankenhaus für Bürger; aber seine Gedanken flogen weit über ein bloßes Opfer für die Nützlichkeit hinaus, und so faßte er den großen Plan, seiner Wissenschaft ein Heim zu schenken. Noch niemals war etwas Bedeutendes für ideale Zwecke in Frankfurt geschehen, keine Wissenschaft — es sei denn lutherische Theologie — hatte hier geblüht. Und gerade für die glorreiche Idee, der Medizin und Naturforschung ein Haus zu bauen und sie unabhängig vom materiellen Zweck zu stellen, als wahrhafte freie Forschung, erntete der großherzige Mann in der Heimat Undank und Haß. Schon wegen seiner Sonderbarkeiten und seiner Neigung zu religiös separierten Leuten war Senckenberg

berg gering geachtet; man fürchtete und haßte in ihm den strengen Sittenrichter, der den Frankfurter breiten Hang zum Leben und Lebenlassen nicht teilte und schonungslos mit seiner Kritik gegen die Bürger vorging. Er war etwas Besseres als sie und wollte es sein: das vergaben sie ihm nicht; und als er mit seinem von Grund aus selbstlosen Plane hervortrat und für eine zwecklose Sache, für Wissenschaft, „welche kein Geld bringt", die ganze Kraft seiner Persönlichkeit und seines Vermögens einsetzte, regten sich sogleich alle dunklen Instinkte seiner Neider, und es geschah ein heimliches und offenes Intriguieren, ein Verdrehen und Verleumden seiner Absichten, ein Unterminieren des Ganzen von vielerlei Seiten, und es offenbarte sich so viel Mißgunst und Eigennützigkeit, daß ein anderer mutlos geworden wäre. Senckenberg schrieb: „In meiner Vaterstadt ist mir Böses widerfahren, die Wissenschaft wird dort nicht geachtet, die Guten sind gehaßt und die Bösen geschützt;" aber er achtete nicht der Feindseligkeiten und wich nicht einen Augenblick von seinem Unternehmen. So stark war die Liebe, welche dieses Gemeinwesen seinen Kindern einzuflößen vermochte, daß sie es selbst gegen seinen bösen Willen mit den edelsten Gütern beschenkten; ein rühmliches Zeugnis für die Kraft und den Gemeinsinn, die von Frankfurt ausströmten.

Mitten in seiner Bautätigkeit starb Senckenberg, durch einen Sturz vom Gerüst des Bürgerspitals im Jahre 1772. Sein Grabmal, das er sich selbst erbaute, steht im Garten an der Mauer seines Museums; und eine schöne, ausdrucksvolle Bronzebüste von v. Nordheim (das beste darstellende Denkmal in Frankfurt)

ziert den Stiftungen gegenüber einen Winkel der Promenaden. Mit der erstehenden Schöpfung aber erwachte nun der Eifer vieler Bürger, es ihm nachzutun. Die Senckenbergischen Stiftungen sind durch zahlreiche Geschenke und Vermächtnisse von ihrer Entstehung an reich bedacht und vermehrt worden; sie haben weit über die Absichten ihres Urhebers hinaus gewirkt und immer größere Kreise gezogen. An sie schlossen sich folgerichtig alle Bestrebungen wissenschaftlichen Charakters an, ihnen vor allem ist es zu verdanken, daß die Naturforschung in Frankfurt einen guten Boden gefunden hat. Die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft von 1817 nahm von da ihren Ausgang; das naturhistorische Museum, dessen schlichter vornehmer Bau von dem jüngeren Heß stammt, und der Physikalische Verein, beide in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts gegründet, erscheinen wie Abzweigungen des Hauptstammes; und wenn Hospital, Bibliothek, Sammlungen, der ganze Charakter der Institute schließlich einen solchen Umfang annahmen, daß Neubauten von gewaltiger Ausdehnung in letzter Zeit notwendig wurden, so ergab es sich fast von selbst, daß auch die jüngste Schöpfung wissenschaftlichen Charakters, die Handelsakademie, räumlich an sie angegliedert wurde und solchergestalt ein Bindeglied bildet von den ehrwürdigen Anfängen der Senckenbergischen Bauten — die nun verlassen dastehen und ihres Schicksals harren — zu Unternehmungen, deren Endzwecke noch nicht abzusehen sind.

▽ ▽ ▽

Welche Gefühle Goethe gegen seine Vaterstadt hegte, läßt sich aus unmittelbaren Äußerungen von ihm nur

schwer entnehmen. Am ehesten übt er noch in seinen Briefen aus dem Jahre 1797 Kritik an der Stadt und ihren Bewohnern, die er als ein gänzlich Fremder und mit einem wissenschaftlichen Interesse betrachtete, wie er es auf seinen Reisen gewohnt war. Sehr liebenswürdig und fortschrittsbeflissen erscheinen da seine Landsleute nicht, und es macht den Eindruck, als wolle er nichts mit ihnen zu schaffen haben. Die völlige Loslösung erfolgte allerdings erst 1817 mit seinem Austritt aus dem Bürgerverband. Die geschäftsmäßige Gleichgültigkeit, mit welcher der Senat diese Sache behandelte, ärgerte ihn doch in dem Grade, daß er es später rundweg ablehnte, sich zum Ehrenbürger machen zu lassen. Auch spricht die Seltenheit seiner Besuche nicht für eine Vorliebe Frankfurt gegenüber. So sehr er die Mutter liebte (welche die Stadt niemals verlassen hat), konnte er sich nicht entschließen, sie mehr als vier Mal in der ganzen Zeit bis zu ihrem Tode (1808) zu besuchen; und diese vier Besuche sind alle nur gelegentlich von Reisen geschehen, die ihn in die Gegend führten. Man fühlt es auch ohne die Aussprache entschiedener Abneigung: dieser Große hat mit der Art und der Gesinnung, mit der Lebensanschauung der Stadt nichts, in seiner gereiften Zeit auch gar nichts mehr gemein.

Als Goethe zum letzten Male 1815 nach Frankfurt kam, führte ihn die Freundschaft mit dem Ehepaar Willemer dazu. Den August jenes Jahres verbrachte er auf ihrer Besitzung, der Gerbermühle, die durch seine Anwesenheit nun gleichsam geweiht und durch ihre anmutige Lage am Flusse, dem Röderberg gegenüber, ausgezeichnet ist. Marianne Willemer ist, nach Hölderlins

Diotima, die zweite Frankfurterin, die unter dem Namen, welchen ihr ein Poet gab, unsterblich geworden ist; aber Goethes Suleika ist selber eine Dichterin gewesen, von den Liedern des Westöstlichen Divans gehören ihr viele der schönsten an. Eine Erscheinung von reinster Harmonie war diese Frau, die zwei Dichter — Brentano nicht minder wie Goethe — zu hohen Liebesliedern begeisterte.

Es gab damals schon einen Kreis erlesener Menschen in Frankfurt, unter denen die Formen höherer Geselligkeit etwas Selbstverständliches waren, mit denen zu verkehren einem Goethe lohnender Genuß war. Sie schlossen sich um Goethes Mutter, um Willemers, später um Brentano und Passavant zusammen. Aber ihre Zahl war klein, und sie gaben niemals in der Gesellschaft den Ton an. So wirkte in Frankfurt lange Zeit Sömmerring, ein berühmter Anatom und Physiker, der Goethes Freund war; Hufnagel, welcher 1791 als Prediger nach Frankfurt berufen ward und dem Rationalismus die Kanzel erschloß, ein um die allgemeine Bildung sehr verdienter Mann, für Goethe so eingenommen, daß er wiederholt aus Hermann und Dorothea Texte für seine Predigten entnahm; Anton Kirchner, ein wahrhaft toleranter Theologe, der erste wissenschaftliche Geschichtsschreiber Frankfurts, dessen originelle und kernige Schreibweise noch heute Genuß bereitet, und der so hoch über allen Vorurteilen und Beschränktheiten seiner Zeitgenossen stand, daß sich gegen seine Schriften aus den Reihen der berufenen Hüter von Frankfurts Ehre und Makellosigkeit ein schleuniger Widerspruch erhob, der sich nach echter heimischer Art auf die Tüpfelchen über dem J warf, den großen und

umfassenden Geist aber nicht begriff, der zu solchem Werk befähigte.

Das Bild der Gesellschaft in Frankfurt ist nicht das jener auserwählten Kreise, in denen Kunst, Dichtung und Musik gepflegt und ernste Wissenschaft getrieben wurde. Jenes Bild ist das gleiche, ob man Urteile von Zeitgenossen aus dem 18. oder 19. Jahrhundert hört; der Frankfurter Bürger bleibt fest auf seinen Beinen stehen, er verändert sich nicht.

Es hatte sich durch die jahrhundertelange fortgesetzte Einseitigkeit der Lebensziele eine vollkommen plutokratische Gliederung in Frankfurt gebildet, die sich in Kasten sonderte, nach ihrem Besitz oder ihrem sozialen Einflusse. Der schärfste und rücksichtsloseste Beobachter Frankfurts, Karl Friederich, sagt: „Ich kenne keine Stadt in der Welt, wo sich die Menschen nach der Größe ihres Vermögens und Einkommens so absondern wie in Frankfurt; jener paßt nicht in diesen Zirkel, denn er hat ein paar Tausend Gulden weniger im Vermögen als die andern hier rezipierten, und so geht es von Stufe zu Stufe ins Unendliche.“ Aus ihrem Geldstolz folgte natürlich eine Mißachtung jedes andersgearteten Wesens. „Sie erblicken alles Glück und Heil einzig in dem Kaufmannsstand, und sehen mit einer stupiden Verachtung auf fast alle andern Stände herab, sie brotlose Künste nennend, die Mediziner ausgenommen, vor denen sie aus Furcht vor den Krankheiten und dem Tod noch einigen Respekt haben.“ Und wer wird diese scharfen Worte eines Frankfurters übertrieben finden, wenn selbst eine so lebenslustige Frau, wie Goethes Mutter, die jedem sein Vergnügen gönnte, in einem ihrer köstlichen urwüchsigen Briefe

ausbricht: „Den meisten meiner Landesleute ist der Bauch ihr Gott — wahre Hippeldantze — vor das Geld ihrer Gastereyen könte die größte Mahler und Zeichnungs Akademi unterhalten werden — und diese Bachanalien sehen der Langeweile so ähnlich wie ein Troppen Wasser dem andern. Genug von diesem elenden Geschlecht."

Will man es eine Kultur nennen, so gab es in Frankfurt allerdings eine hochgesteigerte Kultur von rein materieller Fügung. Ihre Art zu wohnen und das Leben zu genießen war — und ist noch heute — in ihrer Weise unnachahmlich. Die Annehmlichkeiten und der wohlhabende Zuschnitt des Frankfurter Lebens zogen schon im 18. Jahrhundert eine Menge begüterter Herren und Familien in die Stadt, die ihnen alle Arten materieller Genüsse bot. Sie war berühmt wegen ihrer vortrefflichen Gasthöfe, wegen der Reichhaltigkeit und Opulenz ihrer Tafelfreuden; von weither strömte man zu ihren großen Spielsälen und öffentlichen Häusern, deren Zahl und Verkehr in zeitgenössischen Schilderungen ans Unglaubliche grenzt. In einem anonymen Buche werden die „Galanterien" Frankfurts gegen Ende des Jahrhunderts in einer Art geschildert, als ob nahezu jedes Mädchen dort käuflich gewesen sei. Es ist die Sittenlosigkeit der ganzen Epoche, die sich getreulich auch in der Reichsstadt widerspiegelt. Frankfurt ist typisch für das öde und inhaltslose Treiben, das sich in allen wohlhabendern Schichten Deutschlands, zumal in Großstädten, breit machte und allerdings würdig auf die französische Herrschaft vorbereitete. Im Wohlleben wurden sie engherzig und hochmütig; weil alle Stände zufrieden waren und ihr Auskommen hatten, begehrte

niemand nach Fortschritten. Der träge und beschränkte Philister, der in allen Kreisen vorherrschte, hielt am Herkommen fest als an einen unvermeidlichen Bestandteil seines Lebens, mit einer starrköpfigen Rechthaberei, die ganz zu den ungeschliffenen barschen Umgangsformen des privaten und des obrigkeitlichen Verkehrs in der Reichsstadt paßte. Ihr steifes Wesen ließ niemals Harmlosigkeit und fröhliches Gebaren aufkommen; kein Maskenball konnte sich einbürgern, weil „die Einbildungskraft der Frankfurter zu dieser Lustbarkeit nicht beweglich genug war", wie Kirchner vor 100 Jahren klagte. Ja Maskenbälle galten als „gemischt" in derselben Gesellschaft, die sich nicht einen Augenblick besann, zu der Hinrichtung des Schinderhannes nach Mainz zu fahren und ihr wie einer öffentlichen Lustbarkeit zuzuschauen.

Der ganze Gegensatz eines lebendigen vorwärtsdringenden Temperaments, eines Menschen von Fleisch und Blut zu der Philisterhaftigkeit des echten Frankfurters spricht sich glänzend in zwei Memoirenwerken aus, die von Kindern des 18. Jahrhunderts in einer späteren Zeit geschrieben sind; den „Lebenserinnerungen" der Frau Belli-Gontard (1872) und den „40 Jahren aus dem Leben eines Toten" von Friederich (1848). Das Korrekte und Bürgerliche in der damenhaften Schriftstellerei der Frankfurterin, die in Weimar Goethe nicht sehen will („denn was hätte der große Mann uns sagen können?"), die seine Stücke langweilig findet und im wesentlichen von nichts anderem zu erzählen weiß als von Familientratsch und von Reisen, die so schablonenhaft beschrieben werden, wie es nur einer wohlerzogenen Kaufmannstochter möglich ist: eine Spur

von wirklich geistigen Interessen sucht man vergebens, und über dem flachen Buche weht allein der Geist der gehorsamen Unterwerfung unter den Gott „Familie".

Dagegen Friederich, der es in Frankfurt nicht aushält, der den Kaufmannsstand haßt wie Brentano und seiner Familie davonläuft, um Schauspieler zu werden; der verführerische Schlingel, der nur dem guten Instinkt seines männlichen Wesens gehorcht und alle verrotteten Traditionen verlacht und verhöhnt, der das Leben und die Bewegung mit der ganzen Kraft seiner kühnen Seele liebt, der vom Anfang bis zum Ende heiter und sprühend zu erzählen weiß und dabei auch wohl den Mund etwas voll nimmt von seinen Taten: hier lebt die Persönlichkeit, das Antiphilisterium, das Element, wodurch Deutschland gewaltig geworden ist.

Die Franzosenzeit.

Die große Revolution hat auch Frankfurt heftig gepackt und geschüttelt; aber nur mit äußerer Gewalt schuf sie ihm Änderungen. Im Wesenskern hat sich kaum ein Land oder eine Stadt Deutschlands in jener gewaltigen Zeit so völlig unveränderlich gezeigt wie die Mainstadt. Die Stürme gingen verwüstend darüber hin; als sie vorüber gegangen waren, stand der Sondergeist Frankfurts in altem Glanze da, als wäre nichts gewesen.

An dem Tage, da vor drei Jahren das Volk in Paris die Bastille gestürmt hatte, läuteten die Glocken 1792 zur letzten Kaiserkrönung, die der Frankfurter Dom erlebte. Unaufhörliche Durchmärsche von österreichischen und preußischen Truppen lenkten die Aufmerksamkeit auf den Kriegsschauplatz des linken Rheinufers; deutsche Gewehre sollten die aufsässig gewordenen Franzosen zur Vernunft bringen, den König befreien, die adligen Emigranten zurückführen. Frankfurt sah dem Welttheater aus nächster Nähe zu; aber es fühlte sich sicher, unmöglich schien es, daß irgend eine Gefahr aus dem Westen drohe, selbst noch, als die bedenkliche Nachricht der Kanonade von Valmy anlangte.

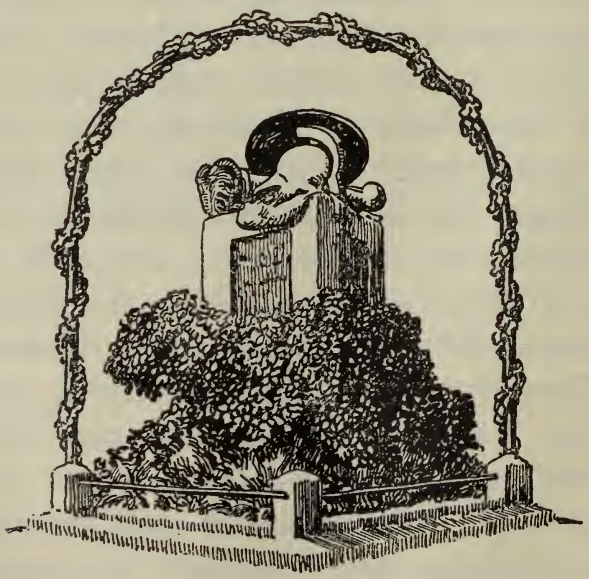
Aber eines Tages vernahm man plötzlich, daß Mainz von Custine fast ohne Schwertstreich erobert sei; und noch war keine Zeit gewesen, sich zu besinnen: am näch-

sten Tage, am 22. Oktober stand Neuwinger bereits vor den Toren und forderte Einlaß. Nun ging es Schlag auf Schlag: die Besetzung der Stadt durch die Revolutionssoldaten, Einquartierung, Requisitionen, eine unerschwinglich scheinende Kriegskontribution von 2 Millionen Gulden, zur Strafe für franzosenfeindliche Gesinnung und angebliche Unterstützung der Emigranten. Der Rat wehrte sich mit Händen und Füßen; es half ihm nichts; Custine selber kam in die Stadt und griff mit unwiderstehlichem Nachdruck durch. Aber wenn er gehofft hatte, auch hier wie in Mainz eine revolutionslüsterne Bevölkerung zu finden und seine Freiheitsbäume aufpflanzen zu können, so irrte er sich. Kein Mensch erhob sich in Frankfurt, wie ein Mann standen sie alle gegen ihn, in stummem Grimm und entschlossen, jeden Fußbreit ihrer Rechte zu verteidigen. Man rüstete sich, dem Schlimmsten zu begegnen: vierzig junge Metzger hatten sich verschworen, Custine nicht von der Seite zu weichen und ihn bei dem ersten Wink, den er etwa zur Plünderung geben würde, zu erschlagen. Solch eine Entschlossenheit ließ es Custine nicht geraten erscheinen, die Zügel allzu straff zu spannen. Und nicht lange währte sein Regiment; die Befreier nahten schon heran.

Am Morgen des 2. Dezember rückten die Hessen und Preußen gegen die Stadt vor. Sie war ganz ungenügend verteidigt, der französische Kommandant van Helden konnte sie mit seiner schwachen Besatzung nicht halten. Dennoch entspann sich, infolge einer merkwürdig unbeholfenen Taktik der Verbündeten, unmittelbar unter den Wällen ein Geplänkel, bei dem die Hessen am Friedberger- und Allerheiligentor zwei Stunden schutzlos in mörderischem Feuer standen. Es war nicht ab-

zusehen, wie lange dieser Zustand gedauert hätte; da griffen die Frankfurter Handwerksburschen entscheidend ein. Sie eilten in Massen zu den beiden Toren, überwältigten die französische Wache, sprengten die Torflügel: über die Zugbrücke drangen die Hessen in die Stadt und verjagten die Franzosen, die über die Zeil und zum Bockenheimer Tor hinaus flüchteten und in Massen gefangen genommen wurden.

Diesem Tage ist das schönste Monument Frankfurts gewidmet, das Hessendenkmal vor dem Friedberger Tor. Friedrich Wilhelm II. von Preußen, der sich auch den Handwerksburschen für ihren tapfern Beistand dankbar erwies, ließ es zum Andenken an die gefallenen Hessen errichten. In dem Zustand, wie es sich jetzt darstellt, mit den mächtigen Laubballen um den Basaltsockel, mit der herrlichen lichtgrünen Patina auf den bronzenen Attributen des Krieges, ist es vielleicht das kraftvollste und originellste Monument, das gefallenen Kriegern in



Deutschland errichtet wurde, und gibt auf dem schönen Platz vor den Bethmannschen Gebäuden ein Bild von echtem architektonischen Gehalt.

Custine aber führte vor dem Konvent in Paris, um sich zu rechtfertigen, mit großem Pathos eine Theaterszene auf: er wies ein langes, fürchterliches Messer vor und rief, dieses sei ein Muster von 10 000, mit denen die Frankfurter Bürger den Soldaten verräterisch in den Rücken gefallen seien! Der Rat und die Bürgerschaft waren völlig unschuldig; allein der Pariser Pöbel glaubte alles, und wäre Frankfurt jetzt wieder den Franzosen in die Hände gefallen, es hätte ein Ende mit Schrecken genommen.

Jedoch es vergingen vier Jahre, bis die Franzosen abermals der Stadt sich bemächtigten (1796); der Groll war vergangen, aber nicht der französische Appetit nach Kontributionen. Wieder mußte der Rat zahlen (dieses Mal 6 Millionen Francs an Kleber) und hatte Not, die drückende Last aufzubringen und nach Maßgabe ihrer Kräfte unter die Bürger zu verteilen, die, wie Goethe bemerkte, „es äußerst unbequem fanden, daß sie nun zu den Interessen und Abzahlungen auch das Ihrige beitragen sollten".

Noch mehrmals wiederholten sich diese Erpressungen, und die städtischen Finanzen litten erheblich unter ihnen und dem Druck der fortgesetzten Kriege; aber das wahre, das verderbliche Unheil kam erst über Frankfurt (so stöhnte man), als Napoleon kurzweg die alten Freiheiten beiseite schob und die Stadt (1806) zu einem Bestandteil des „Großherzogtums Frankfurt" machte, das den Fürstprimas Karl Theodor von Dalberg zum Landesherrn erhielt.

Ein solches Schicksal war unvermeidlich geworden, und es war auch das mildeste, das Frankfurt treffen konnte. Der menschenfreundliche und kluge Fürst hat in den sieben Jahren seiner Regierung getan, was er vermochte, unleidliche Verhältnisse zu bessern und den Segen eines geordneten modernen Staatswesens seinen Gebieten zukommen zu lassen; allein die Reichsbürger konnten es ihm nie vergessen, daß sie ihre Freiheit eingebüßt hatten, und sein ehrliches Bestreben erntete bei ihnen nichts als Undank und Mißtrauen.

Fast auf allen Gebieten galt es mit dringenden Reformen einzugreifen. Die Verwaltung, die Rechtspflege, jede Art von Polizei war in traurigstem Rückstande. Eine handgreifliche Illustration des kulturellen Tiefstandes lieferte die Behandlung der Waisenkinder, welche mit den Verbrechern zusammen im Gefängnis untergebracht waren. Die Schuld an all den Dingen lag nicht am Senat allein; das unerfreuliche Verhältnis, in welchem er zu den Bürgerkollegien stand, war das besondere Hemmnis, welches in Frankfurt allen Fortschritt vereitelt hatte. Es erfährt eine helle Beleuchtung durch die Geschichte einiger großer Bauunternehmungen, welche wohl das Einzige von Bedeutung waren, das in Frankfurt seit der Mitte des 18. Jahrhunderts hervorgebracht war und öffentliches Interesse erregte — sieht man von der Senckenbergischen Stiftung ab.

Gegen den Bau eines Palastes für den Fürsten Thurn und Taxis (1724), sowie gegen die Errichtung des landgräflich Darmstädtischen Hofes (1741) hatte allerdings der Rat im Verein mit der Bürgerschaft, besonders den Handwerkern, einen jahrelangen Kampf geführt, weil man in solchen fürstlichen Besitztümern

Gefahr für die „allergnädigst verliehenen Privilegia“ befürchtete; und erst nach Anwendung von Listen und halben Gewaltmaßregeln war der Rat unter allen erdenklichen Klauseln bezüglich seiner Hoheiten und des Nutzens der Bürgerschaft zu beschwichtigen gewesen.

Aber bei dem Bau des Theaters und der Pauls-kirche auf allgemeine Kosten entbrannte ein unermeßlicher Streit zwischen dem Senat, welcher den Fortschritt vertrat, und den bürgerlichen Ausschüssen, welche das Prinzip der Budgetverweigerung um jeden Preis und mit jeder Motivierung hochhalten wollten.

Das Theater war, wie jedermann einsehen mußte, ein Teufelswerk und unsittliches Unternehmen; darum erklärten sich die Bürger dagegen. Die jungen Leute lernten dort nur Kniffe, ihre Eltern zu betrügen, sagten sie, und selbst zur Messezeit schade ein Theater sicherlich, da die Fremden dann ihr Geld dort hineintrügen anstatt in die Wirtschaften, wohin es von Rechts wegen gehöre und wo es den einheimischen Bäckern, Metzgern und Weinhändlern zugute käme. Außerdem verzehrten die Komödianten zu wenig und seien überhaupt sittenlose Leute. Und dann taten auch die Pastoren ihren Mund auf und richteten eine Eingabe gegen die Gottlosigkeit und Sündhaftigkeit des Theaters an den Senat. Der aber legte ihr Schriftstück kaltblütig zu den Akten; und nach 10jährigem Herumstreiten erbat er sich einfach vor dem Reichshofrat in Wien die Erlaubnis, ein Theater zu bauen, ohne weiter das Finanzkolleg zu fragen. Und das Theater wurde von Liebhardt errichtet; es ist inzwischen längst niedergerissen und durch die zwei Prunkbauten der Oper und des Schauspielhauses ersetzt worden.

Die Baugeschichte der Paulskirche ist eine vollständige Farce. Seit 1784 streiten sich Rat und Bürgerschaft fast ohne Aufhören herum, ob bloß eine Reparatur der alten Kirche genüge oder ein Neubau erstehen solle, wo er zu stehen kommen, welchen Grundriß er haben, welchen Baumeister man zuziehen solle; in alles mischen sich die Kollegien, ja zuletzt die Handwerker ein, auswärtige Architekten werden berufen und fremde Bauakademien zu Hilfe geholt; alles in allem eine tolle Komödie des altbackenen Spießbürgertums, deren Resultat eine grenzenlose Verschleppung ist, dergestalt, daß der halbfertige Bau von 1792 bis 1830 gänzlich ruht und erst in so späten Jahren von dem Sohne des ersten Baumeisters, dem jüngeren Heß, beendigt wird, 1830—33, inmitten der Biedermeierepoche nach den Plänen des alten Rokokoarchitekten Johann Andreas Liebhardt.

Und damit diese Praxis nicht so bald zur Ruhe komme, wurde sie auch im neuen Jahrhundert fortgesetzt. Das Hl. Geistspital konnte erst 1835 nach Bewältigung großer Hindernisse begonnen werden, und der Bau einer Stadtbibliothek — welch ein unnötiges Gebäude in den Augen der Bürgerkollegien — kam überhaupt nur zustande, weil man sich aus Geldinteresse einigen mußte; nämlich um nicht ein Legat verfallen zu lassen, welches Brönner für den Bibliothekbau unter der weisen Bedingung hinterlassen hatte: er müsse binnen 10 Jahren nach seinem Tode begonnen sein. Das schöne Gebäude, das monumentalste der klassizistischen Zeit in Frankfurt, mit stattlicher Säulenvorhalle nnd einer von Schopenhauer wegen ihres schlechten Latein gerügten Inschrift, ist 1820—25 von Heß d. J. errichtet worden.

Inneres der Paulskirche. (Steinzeichnung von F. W. Hancke.)

Solcher konservative und rechthaberische Sinn ließ sich von einem Fremden nicht beugen, und wäre er auch der regierende Fürst. Indessen, da Dalberg genug zu tun hatte, die übelsten Mißstände und Lücken in der Frankfurter Verwaltung zu beseitigen und geordnete Zustände zu schaffen, so geschah vieles, das nicht wohl rückgängig zu machen war und der Stadt dauernd zugute kam.

Auch gewannen ein paar bedeutende Männer unter seiner Regierung freie Hand, für die Vaterstadt zu wirken. Die Schleifung der Befestigungen ging in raschem Tempo vorwärts, und an ihre Stelle traten, von dem Maire Guiollett eifrig gefördert, die Anlagen rings um die Stadt. Von Hufnagel und Günderrode wurde 1803 unter dem Beistand der besten Männer die Musterschule eingerichtet, die erste Schule mit neuzeitlichen Anschauungen und verständigem System.

Als Dalberg aber versuchte, den Juden die Bürgerrechte zu geben, stieß er auf so heftigen Widerstand der gesamten übrigen Einwohnerschaft, daß ihm die Reform erst im Jahre 1811 gelang. Und er war kaum aus seinem Lande gewichen und die Selbständigkeit den Frankfurtern zurückgegeben, als man sich beeilte, soviel als jetzt noch möglich war von den alten Beschränkungen den Juden wieder aufzunötigen.

Ein Ereignis kam, das Dalberg in hohem Maße unbeliebt machte. Er war so wenig Herr im eigenen Lande, daß er nicht einmal von der Absicht Napoleons erfuhr; ohne ihn zu fragen, verordnete der allmächtige Kaiser jene überaus gehässige Untersuchung des Oktober 1810, bei der mit brutaler Gewalt den Frankfurter Kaufherren für viele Millionen englische Waren

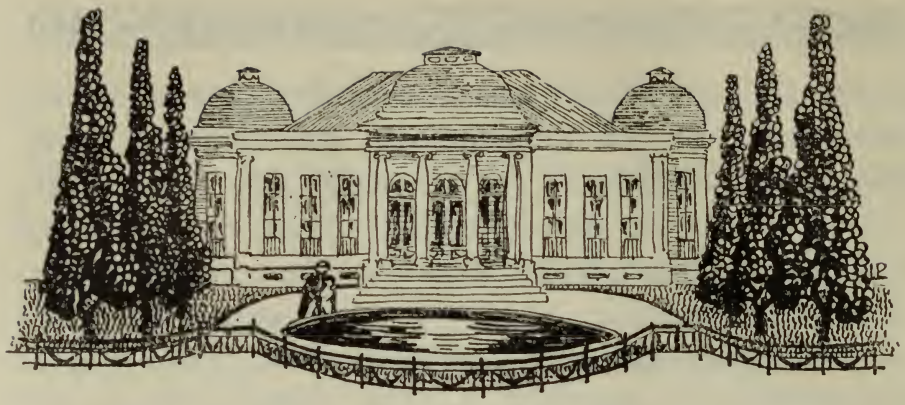
konfisziert wurden; zum abschreckenden Exempel für alle die Länder, welche die Handhabung der Kontinentalsperre und des Edikts von Trianon lässig betrieben hatten.

In demselben Jahre hatte Dalberg den letzten Rest der Selbstverwaltung beseitigt, im nächsten Jahre beleidigte er die Frankfurter mit der Emanzipierung der Juden aufs empfindlichste. Abneigung und Mißtrauen gegen ihn wuchsen, und in eben dem Maße nahm der Haß gegen die Franzosen zu, welche den Wohlstand der ehemaligen Reichsstadt in gewalttätiger Weise schädigten.

Darum wurden die Befreier nach der Schlacht von Hanau 1813 mit unermeßlichem Jubel begrüßt. Und Frankfurt hatte Glück: der Rückzug des napoleonischen Heeres vollzog sich ohne Schädigung um die Wälle der Stadt herum. Napoleon, welcher die Nacht vom 31. Oktober in dem Bethmannschen Landhause vor dem Friedberger Tore, im Angesicht des Hessendenkmals, zubrachte, schonte die Stadt, weniger vielleicht Bethmann und Aubin zu Gefallen, als in der Voraussicht, daß eine Plünderung Frankfurts die erschöpfte Große Armee zersplittern würde.

Den Franzosen auf dem Fuße folgten die Verbündeten, und Frankfurt sah die sämtlichen Kaiser, Fürsten und Heerführer in seinen Mauern. Ihr Aufenthalt kostete der ausgesogenen Stadt wiederum schwere Opfer, aber man ertrug sie gern, ließ seinem Franzosenhaß nun ungestört die Zügel schießen und schwelgte in altdeutschen Kostümen und Rodomontaden. Die Sage von Frankfurts Reichstreue und Deutschtum bewahrheitete sich wieder einmal. Und zum Lohne dafür wurde es

weder Hessen noch Bayern einverleibt, sondern erhielt, allein mit den drei Hansestädten, die staatliche Unabhängigkeit zugesichert. Ja es wurde erst jetzt — endgültig 1815 — ein echter Freistaat, da es im alten Reich eine staatsrechtlich schwer fixierbare Stellung eingenommen hatte, und als solcher stimmberechtigtes Mitglied in dem neugeschaffenen Bundesrat, der seinen Sitz in seinen Mauern aufschlug, in dem fürstlich Thurn und Taxisschen Palais. Gleichzeitig wurde auch die alte Verfassung mit dem Senat und zwei bürgerlichen Körperschaften an der Spitze wiederhergestellt, und der gemütliche Schlendrian der guten alten Zeit begann.



„Biedermeier“.

Daß die Erfahrungen von mehr als 20 schweren Jahren und die gänzlich verwandelte Stimmung der Zeit auch die Frankfurter Regierung umzustimmen vermochten, bewies die erste bedeutende Reform, die der Senat nach seiner Wiedereinsetzung vornahm. Es war die progressive Einkommensteuer mit Selbsteinschätzung, die 1815 definitiv für die gesamte Bevölkerung eingeführt wurde. Es blieb nicht bei der einen volkstümlichen und segensreichen Neuerung; der Geist der Dalbergschen Verwaltung, wie sehr man auch ihre hastigen Reformen verabscheut hatte, wirkte doch im geheimen so kräftig fort, daß in ihrem Sinne wenigstens die Polizei zentralisiert wurde. Auch sozialer Fürsorge bewies man sich endlich geneigt; als 1816 eine starke Teuerung viele Armen in Not brachte, richtete die Stadt ein Mehlmagazin ein, um gegen die Gefahren des Getreidemangels geschützt zu sein — eine Maßregel von befremdlich naturalwirtschaftlichem Beigeschmack, die aber durch das merkantilistische Sperrsystem der umliegenden Staaten durchaus erklärlich erscheint.

Aber derartige Fortschritte bedeuteten doch nur Tropfen auf einen heißen Stein. Die Enge der Verhältnisse, der kümmerliche Geist der Regierung blieben im ganzen die alten und entsprachen der deutschen Kleinstaatmisere, die bei allen freier denkenden Männern der vormärzlichen Zeit so grimmige Entrüstung auslöste. Denn es waren nicht mehr die demütigen Untertanen des 18. Jahrhunderts, die sich willig jede obrigkeitliche Bevormundung gefallen ließen; die Geister, die in harter Zeit sich mündig geworden fühlten, mußten den Druck polizeilicher Willkür als schwere Ungerechtigkeit empfinden. Es ist nicht erfreulich, bei dem politischen Elend dieser Epoche zu verweilen; Heines „Deutschland“ und satirische Gedichte, die Schriften des großen Frankfurter Kritikers Börne unterrichten uns über sie mit jenem prickelnden, malitiösen Spott, der die Waffe des Genies gegenüber der groben Empirie ist.

Aber wenn man Frankfurt in jenen Gegenden durchwandert, die in der verrufenen Zeit gebaut sind, so bietet sich ein ganz anders geartetes Bild den aufmerksamen Augen dar; ein Bild feiner und liebenswürdiger Lebenskunst, von einer Vornehmheit des Geschmacks, die das verwöhnte und nie befriedigte Auge unserer Zeitgenossen wie ein verschwundenes Paradies anmutet. Die Wallstraßen, welche dem Zuge der alten gotischen Stadtmauer folgen und von deren Höhe zierliche Gärten auf der Rückseite hinablaufen, bis zu dem mächtigen Baumwall der Anlagen; die ringsum angrenzenden Straßen, welche als Land vor den Toren galten, heute nur noch Inseln inmitten der weit ausgedehnten Großstadt: diese ganze Gürtelregion, in Grün gebettet und mit Recht als Gartenstadt berühmt (und überdies

der geschlossene Häuserblock des Fischerfeldes im Südosten der Altstadt, der erst in dieser Zeit, in einem allzu abstrakten Geiste, bebaut wurde), trägt in vielen Teilen noch unberührt den Geist und den Geschmack des klassizistischen Stiles an sich, den wir heute „Biedermeier“ getauft haben. Denkt man sich die Bäume der Promenaden jung und vor ihnen noch das offene Feld, mit hellen Landhäusern in Grün verborgen, und die zärtliche Enge und Traulichkeit der gestreckten Wallgärtchen, von sauberen Kieswegen durchzogen, wie sie hin und wieder noch freundlich auftauchen; welch ein liebliches, friedenatmendes Bild! Noch jetzt findet sich ja, dank der rechtlich gesicherten Unmöglichkeit, das Garten- und Wallterrain der Bauspekulation zu opfern, die gute Luft und ländliche Einsamkeit streckenweise in diesem Gürtel, der mitten in der Stadt den Frieden einer alten Zeit bewahrt hat und noch immer, trotz erneuerter Durchbruchsmanie der Herrschenden, nur an den ehemaligen Toren dem Verkehr sich öffnet, das alte Frankfurt mit zärtlichen Armen umschließend.

In diesen abgelegenen, geraden Straßen — welche niemals Verkehrswege werden können, gleich den Promenaden selber, und also die Hoffnung erwecken, sie mögen lange und für immer ihren charmanten Charakter bewahren — sind in einer für die bildenden Künste sonst unfruchtbaren Zeit die Häuserreihen entstanden, welche zum erstenmal den Typus des modernen Wohn- und Miethauses künstlerisch durchgebildet haben. Schlicht und anspruchslos stehen sie, Wand an Wand, in gerader Reihe fortlaufend; beim ersten Anblick nüchtern und einförmig, keine Freude für prunkliebenden Geschmack. Aber man gehe die Hochstraße oder die Neue

Die Zeil um die Mitte des 19. Jahrhunderts. (Stahlstich nach Ernst Lang.)

Mainzer Straße entlang, welche die Tendenz der Biedermeierzeit am reinsten übermitteln, und betrachte eines dieser Miethäuser nach dem andern: wie vornehm und gehaltvoll wirkt ihre Zurückhaltung, wie fein und doch nachdrücklich sind die individuellen Unterschiede jedes einzelnen. Hier sprechen die Proportionen, welche die Grundlage jeder Architektur sind, und der Ausdruck des schlichten Zweckes vor allem Zierat. Und dieser Zierat — er ist entlehnt, es ist so leicht, über diese antiken Mäander und Palmetten die Achsel zu zucken: aber mit welcher Liebe ist er durchgebildet, mit welcher Sorgfalt die Wirkung für die Stelle abgewogen, wo er sitzt! Der Geschmack und die Noblesse, mit der jedes Ornament als Ausdruck für architektonische Funktionen, jedes Glied im Verhältnis zu dem Ganzen verwertet ist; die glücklichen Lösungen von Hauseingängen (wie köstlich die schattig ins Haus vertieften Treppen mit der hohen Pilastereinfassung!), von Fenstersystemen, von Gartenmauern und Ecken; die Wahrhaftigkeit der architektonischen Gesinnung: das sind alles unverrückbare und wirkliche Werte, welche in späterer Zeit der Bautätigkeit verloren gegangen und erst in jüngsten Jahren von deutschen Künstlern zu Ehren gebracht worden sind. Nicht, ob das Haus im romanischen oder klassizistischen Stil gebaut werden sollte, war jenen tüchtigen Architekten, den Rumpf, Heß und Burnitz, das Maßgebende; nicht ein griechisches Wohnhaus wollten sie nachahmen, sondern für das unmittelbare Bedürfnis ihrer Zeit praktische und bewohnbare Räume erschaffen. Darum sind ihre Werke noch heute musterhaft und wohnt es sich heute noch in diesen alten, soliden Häusern behaglicher als in den prunkvollsten

Neubauten, seien sie vom Renaissance- oder vom Barockteufel besessen.

Salins war der Bahnbrecher dieser Generation; noch in der Louis Seize-Tradition in Versailles erwachsen, kam er als Emigrant nach Frankfurt und hat hier die schönsten Beweises eines Talentes geliefert, dem der Geist lauterer Architektur erschlossen war. Aber fast alle Werke dieses reinsten Künstlers, der je in Frankfurt gebaut hat, sind dahin, dem „Bedürfnis" zum Opfer gefallen; zuletzt mußte auch das Erlangersche Gartenhaus dies bittere Schicksal erleben, ein wunderliebliches Gebilde zarter Phantasie; und von Salins spricht nichts mehr als das unendlich vornehme Gontardsche Haus in der Bockenheimer Landstraße (Ecke Königsteiner Straße) und das jetzige Gebäude des Bürgervereins in der Eschenheimer Gasse, ein stattliches Haus mit gewaltiger Treppenanlage.

In solch einem bequemen Hause (in der Hochstraße wie in der Gallusstraße) wohnte Bismarck als preußischer Bevollmächtigter beim Bundesrat; in einem solchen, und zwar in einem der großartigsten (Schöne Aussicht 16), lebte und starb Schopenhauer. Daß die beiden mächtigsten Männer, die Frankfurt nach Goethes Tode beherbergte, sich diese ernsthafte Umgebung auswählten und nicht enge, altmodische Gassen, gehört fast mit Notwendigkeit zu dem Bilde, das man sich von ihnen macht. Abseits vom Getriebe der Stadt, die ihnen beiden gleichgültig war, gingen sie ihre unverstandenen einsamen Wege.

Diese Architektur ist genau so ein lebendiger Ausdruck ihrer Zeit und des Bedürfnisses der Zeitgenossen, wie alles Treffliche, das in Frankfurt entstanden ist, von

den ältesten Wohnhäusern und den Römerhallen bis zu dem letzten großen und gelungenen Werk, dem Hauptbahnhof. Sie fand zur rechten Zeit die beste Form für das bürgerliche Wohnhaus, um die sich alle Epochen bemüht hatten; und sie fand auch — was in Erstaunen setzen darf — die Bauform für das religiöse Bedürfnis, soweit es lutherisch und also strenger und nüchterner Natur war. Der lutherische Kirchenraum war ein Problem, seitdem die ehemalig katholischen Kirchen dem Zudrang nicht mehr genügten; in Frankfurt wurde man vor die Frage am Ende des 17. Jahrhunderts gestellt. Es entstand 1678—80 die neue Katharinenkirche am Roßmarkt, von Melchior Heßler, ein Gemisch von Spätgotik und barockisierender Renaissance; im Äußeren die Nüchternheit ihres Wesens gut verbergend durch eine geschickte perspektivische Anordnung, welche den Bau von allen Zugängen her in schräger Ansicht zeigt und den Turm sehr zum Vorteil hervorschiebt. Aber der Innenbau versagte doch — und das ist das Entscheidende — infolge eines zu primitiven Grundrisses und der das räumliche Gleichgewicht empfindlich störenden Doppel-Emporen. Der lutherische Puritanismus war durch seine starren Zweckforderungen schuld an diesen Raummängeln. Es zeigt sich hier evident, daß alle Nützlichkeitserwägungen nicht langen, in der Kunst das hohe religiöse Gefühl zu ersetzen, das die Dome des Mittelalters erschuf. Wurzelt auch die Architektur in Zweckgedanken, so erhebt sie sich doch als Kunst zu ganz anderen Zielen, die metaphysischer und symbolischer Art sind, aus tiefster kosmischer Empfindung geboren. Die Katharinenkirche aber ist keine Schöpfung des Gefühls, sondern nur erbaut, um einer mög-

lichſt großen Menge möglichſt bequemen Platz zu bieten; und wenn ſie dennoch, zumal in ihrer urſprünglichen Geſtalt, einen heiteren, unbefangenen Eindruck machte, ſo lag das allein an dem Schmuck der alten und neuen Epitaphien, die man über die Wände verſtreute, und an der Bemalung in einem farbenſeligen Zeitalter, das ſelbſt im ernſthaften Frankfurt die Mauern mit Darſtellungen anzumalen liebte.

Der Zeit des frühen Klaſſizismus war es vorbehalten, in den beiden reformierten Kirchen, vor allem in der franzöſiſchen am Goetheplatz, Muſter eines zierlichen Andachtsraumes zu erſchaffen. Mack, ein Frankfurter, erbaute ſie in den Jahren 1789—93, nachdem den Reformierten endlich der öffentliche Gottesdienſt in Frankfurt geſtattet war. Die zarte und poeſievolle Stimmung des Saales, das leichte, von einem vornehmen Geſchmack erſonnene Syſtem und die unendliche Grazie des Schmuckes machen dieſen hellen Raum in Weiß und Gold zu dem glücklichſten Schauplatz für proteſtantiſche Sonntagsfeiern; wenigſtens in der franzöſiſchen Kirche: die deutſche am Kornmarkt iſt durch die Reſtauration von Grund aus entſtellt und um jeden Reiz gebracht worden.

Aber ſo war eigentlich nicht die Meinung der Lutheriſchen; und darum iſt es die Paulskirche, die, von drei Generationen mühſam erſonnen und zu Ende geführt, dem proteſtantiſchen Begriff einer Kirche am klarſten entſpricht. Dieſe glatten Mauern und öden hohen Fenſter, dieſer ganz überſehbare, gänzlich gerundete und mit theatermäßigen Balkonen ausgeſtattete Innenraum, ſo ganz nur für Hörer, für eine Volksverſammlung berechnet, daß niemand einen Gottestempel in ihm ver-

Inneres der Katharinenkirche. (Kupferstich von Joh. Ulrich Kraus. 1683.)

muten könnte: das ist der rechte Tummelplatz für die Ausleger der Heiligen Schrift. Und nur draußen, ganz in der Höhe, leuchtet eine hoffnungsgrüne, kleine Kuppel vom Turme und gleißt das goldene Kreuz weithin, tröstliche Symbole und Farben der göttlichen Schönheit, welche durch die Augen zum Herzen predigt.

Solche Nüchternheit, selbst im erhabensten Gegenstand, dem Kirchenbau, ist für die Sinnesart der Menschen bezeichnend, deren Zeitgenossen die Romantiker waren; Zeitgenossen wohl, aber nicht eigentlich Mit-Lebende, Mit-Empfindende: sie waren der wandelnde Widerspruch ihrer Epoche, nicht ihr Sprachrohr. Jedenfalls schauten sie mit gemischten Gefühlen auf diese Bauten, die ihnen wohl allzu nüchtern vorkommen mochten. Ihre Gedanken flogen höher hinauf, und sie verflogen sich deshalb so leicht ins Land des Unmöglichen. Das war Passavants tragisches Geschick und auch Brentanos und Veits und mancher anderen, die an der Frankfurter bürgerlichen Realität sich wund stießen. Es ist merkwürdig, wie die Romantik an den nüchternsten Stätten aufblühte und glänzte; man könnte meinen, sie hätte der feindlichsten Reibeflächen bedurft, um ihr Feuer daran zu entzünden, und ihr Pathos und ihre Schwärmerei seien nur Reaktionen des ungeduldigen genialen Blutes gegen eine schlafsüchtige Umgebung gewesen. Ja, sie war eine fremde, krankhaft zarte Blüte in dieser Welt des Handgreiflichen. Warum mußte Passavant gerade an seiner Vaterstadt mit so heißer Liebe hängen, die sich doch schnöde von ihm abwandte, warum mußte er von einem Ausbau ihres Domturmes träumen und von feierlichen Kirchengemälden, die sie ihm zu malen übertragen sollte, während man seine Hirngespinste allen-

falls belächelte? Und warum hielten Brentano und er so zäh an ihrem Phantasiegebilde fest, die feindlichen Konfessionen des Christentums zu einer Brüdergemeinde zu vereinigen? Sie waren Schwärmer, deren Wille weit voranflog der Möglichkeit ihres Vollbringens; wie alle diese Romantiker, die nur Gefühlslyrik gründlich zu treiben verstanden oder aber die Kunst der Kritik. Das lehrt Passavant, der seinen Beruf erst fand, als er sich endgültig, schweren Herzens, von der unglücklich geliebten Malerei losriß und Kunstforscher wurde: als solchem blühte ihm noch spät der Ruhm; und das lehren auch die blassen Wandgemälde von der „Einführung des Christentums", die Veit für das Museum malte, und die noch jetzt in einem Romantikersaale des Städelschen Instituts hängen — Zeugnisse einer Unzulänglichkeit, die uns nichts mehr zu sagen haben, und die auch in ihrer Zeit schon überholt waren. Und was hatte man alles von Veit erwartet, der 1830 an die Spitze des Kunstinstitutes berufen war! Sein Einfluß zerrann, wie er gekommen; und das Städelsche Institut hat niemals die Bedeutung für Frankfurt gehabt, die ihm gebührte.

Wohl war es ein glänzender Plan, den der Bankier Städel mit seiner Stiftung im Auge gehabt hatte. Wie Senckenberg für die Naturwissenschaften, und vielleicht von ihm angeregt, wollte er der Kunst eine Heimat in Frankfurt schaffen. Er starb 1816, und das Erste, was der jungen Stiftung zustieß, war jener unter allen Juristen berühmte Prozeß, in dem ihre Rechtsbeständigkeit angefochten wurde, aus dem sie nach vieljährigem Streit geschwächt hervorging. Ein böses Omen! Man hatte infolge des Prozesses nicht die

Mittel aufbringen können, die glänzende Sammlung altdeutscher Gemälde der Brüder Boisserée zu kaufen; sie kam in die Münchener Pinakothek. Und die Kunstschule, von der man besonders viel gehofft hatte, für die Passavant sich in Selbstlosigkeit bemühte, geriet von Anfang an in ein unrechtes Fahrwasser. Sie hat sich kaum einmal fähig gezeigt, als Lehrende die Elemente aufzunehmen, die sie mit der wahren Entwickelung in Verbindung gebracht hätten, und konnte nicht einmal die Rolle spielen, welche den Akademien anderswo zufiel. Denn es fehlte ihr die Autorität von oben, die sachgemäße Leitung: das war das Unglück ihres privaten Ursprungs. Eine Administration von fünf Frankfurter Bürgern sollte nicht nur für ihre materiellen, sondern auch für ihre künstlerischen Bedürfnisse sorgen; und daran mußte natürlich alles, auch das beste Wollen verständiger Direktoren scheitern. Was den Senckenbergischen Instituten zum Segen gereichte, ward dem Städelschen zum Fluch, die private Initiative; denn wo in der Welt hat in Kommissionen stets die tiefste Einsicht, der abgeklärteste Geschmack die Majorität besessen? So kam die große zeitgenössische Kunst auch hier überall zu kurz; sie hat keinen Einfluß auf die Erziehung der Jugend ausüben können, und ihre Werke wurden fast immer erst dann bemerkt und erworben, wenn die Urheber ganz berühmt oder tot waren: ein Schicksal, das der deutschen Kunst überall im 19. Jahrhundert beschieden war. Die Frankfurter Stadtverwaltung aber hat auch davon eine Ausnahme gemacht: sie hat sich überhaupt niemals um die Förderung der zeitgenössischen Kunst, bis auf die letzte Zeit, bekümmert.

In Frankfurt sind manch tüchtige Künstler aufgewachsen und haben zu schaffen versucht; viele fanden auch ihr Brot, und wenn man die lange Reihe von Malernamen in Hüsgens „Artistischem Magazin“ liest, so ist man überzeugt, daß hier wenigstens im 17. und 18. Jahrhundert ein künstlerisches Leben geherrscht hat. Die Sitte der Zeit forderte bemalte Fassaden, Familienporträts, Zimmerschmuck und bemaltes Getäfel; und wer kennt nicht aus Goethes Schilderungen jene braven Maler, welche dem Grafen Thoranc Gelegenheit gaben, sich als Mäcen zu zeigen, und deren schäferliche Idyllen aus der Vergessenheit des Schlosses Grasse wieder aufgetaucht sind! In den Rokokogärten und an den Steinfassaden des 18. Jahrhunderts wurden Massen von Statuen gebraucht, und die öffentlichen Brunnen der Stadt waren zahlreich. Noch heute erfreuen ein paar Monumentalwerke dieser Art, der neuhergestellte Justitiabrunnen von 1611 auf dem Römerberg, in der zierlichen Art der Nürnberger Brünnlein, und auf dem Liebfrauenberg der handfeste, kraftvolle Brunnen von Liebhardt und Datzerath; und in der ganzen Stadt verstreut die originell erfundenen Pumpensäulen, welche die Rokokozeit an die Stelle der alten Schöpfbrunnen setzte und welche auch noch in der klassizistischen Epoche zierliche Nachfolger

fanden. An Plastik fehlte es nirgends, nur ist davon wenig genug auf uns überkommen; ein paar Überbleibsel von Donnet und von Datzerath an den Straßen, Altäre und Kanzel in der Liebfrauenkirche und der derbe Schmuck der Mainbrücke von Therbu (der auch am Goethehause gearbeitet hat), die Kanonenwaibel, lediglich Kuriosa, welche den Frankfurter Lokaldichter Friedrich Stoltze zu den ergötzlichen Versen angeregt haben:

„Diese beiden — Gottverdeppel! —
Sind die zwei Kanonensteppel,
Welche unsre Brück' verteid'gen,
Ohne jemand zu beleid'gen,
Grade wie die Politik
Unsrer freien Republik."

Aber all das ist im Grunde doch nur eine Provinzialkunst geringeren Ranges, seine anheimelnde Wirkung beruht auf dem Phantasieeindruck, den es im Zusammenhang mit seiner Umgebung und ihrem malerischen und historischen Wert hervorbringt. Die ganze Epoche war bilderfreudig, es gehörte zum guten Ton, „sein Heim zu schmücken", und in jeder Stadt saßen die Lokalgrößen, Architekten, Bildhauer, Maler. Aber sie waren nicht besser angesehen denn alle Kunsthandwerker, und das Verdienst dieser Kunstblüte, welche uns heute so unermeßlich vielgestaltig gegenübertritt, war nicht das des Bestellers, sondern der Zeitströmung, die nun einmal nicht anders als ästhetisch empfand. Große Künstler sind auch in Frankfurt so selten gewesen wie irgendwo. Elsheimer, diese große träumerische modern angelegte Seele, hat nicht in seiner Vaterstadt gewirkt; er malte und starb in Rom und hatte doch die Sehnsucht nach seiner heimischen Natur im Herzen sein Leben lang

bewahrt. Und warum glückte es gerade Merian, in Frankfurt Wurzel zu schlagen und voranzukommen in der unseligsten Zeit des Dreißigjährigen Krieges? Die Verbindung der Kunst — einer gewiß einwandslosen und ehrlichen Kunst — mit dem Geschäft war der Zauberschlüssel, der seinen Ruhm erschloß; der Kupferstecher, welcher mit unsagbarem Fleiß Länder und Städte bereiste und ihre Prospekte zeichnete, und der Buchhändler, welcher seine „Topographien" verlegte und in der ganzen Welt vertrieb, waren eins in der Person dieses trefflichen Mannes, dessen ungeheures Werk uns schlechthin Ehrfurcht einzuflößen vermag.

Um seine großen Söhne hatte sich Frankfurt niemals sehr besorgt gezeigt; nur bei Goethe machte es eine Ausnahme — der Mann konnte nicht gut umgangen werden —; man bot ihm eine Ratsherrenstelle an, schickte zu seinem 70. Geburtstag einen goldenen Lorbeerkranz und wollte ihm einen prächtigen Gedächtnisbau in Form eines Vestatempels errichten. Allein dazu kam es nicht, und erst nach seinem Tode wurde der Gedanke eines Denkmals mittels Subskriptionen zur Ausführung gebracht. Leider bekam der allmächtige Bronzelieferant jener Zeiten, bekam Schwanthaler auch diesen Auftrag in die Hände, und 1844 offenbarte sich das Schreckliche, jenes überaus stumpfsinnige Goethedenkmal, das dem alten Schauspielhause seinen Rücken zukehrte und wohl noch auf unabsehbare Zeit den Platz schmücken wird.

Ein Histörchen, welches an Komik der Schöpfung Schwanthalers nichts nachgibt, kennzeichnet artig den Bürgergeist dieser Epoche. So lebte man in den guten alten Zuständen dahin, daß bis 1826 der kleine Petri-

kirchhof an der Schäfergasse für die ganze Stadt genügte; Senat und Bürgerschaft weigerten sich mit Entsetzen, den altehrwürdigen, mit Leichen schon überfüllten Beerdigungsplatz aufzugeben: „Ich will da faulen," hieß es, „wo meine Väter, Großväter, Urgroßväter, alle meine Vettern, Basen und meine Urgroßmütter und Großtanten faulen." Unmöglich, den Kirchhof vor die Stadt zu verlegen; eine Heiligtumsschändung, schrieen die „Altkirchhöfler". Aber es muß doch eine geheime Kraft in Tatsachen liegen, der sich selbst die biedersten Aldermänner und Senatoren ohne nachhaltigen Erfolg entgegenstemmten: die „Neukirchhöfler" trugen, es ist unglaublich, am Ende den Sieg davon, und 1826 begann Rumpf jenen schönen Friedhof mit dem dorischen Portal auf der Eckenheimer Höhe, der bis in die neueste Zeit zureichend blieb. —

Frankfurt nimmt in der Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen einen besonderen Rang ein. Die Paulskirche ist aller Welt bekannt als der Sitz des deutschen Parlaments 1848. Aber diesmal war die Mainstadt nicht, wie bei den früheren großen historischen Dramen, lediglich die Schaubühne für die Akteurs; sie griff selber, sehr gegen den Willen ihrer Regierenden, ein in den Lauf der Geschicke. Schon 1832 betätigte sich freiheitlicher Sinn und Mitleid an den Scharen der polnischen Flüchtlinge, die in langen Zügen die Stadt passierten und schwärmerisches Mitleid, hilfreiche Liebe zumal bei der Frauenwelt weckten. Das Jahr darauf brachte Frankfurt in aller Munde durch das Aprilattentat, ein tollkühnes republikanisches Stück: ein paar Studenten, Polen, Demokraten überwältigten die Soldaten der Konstabler- und Hauptwache und riefen

das Volk zur Freiheit auf. Natürlich schloß sich niemand einem Unternehmen an, das gänzlich in der Luft hing als eine Verzweiflungstat überhitzter Phantasie; die Aufrührer wurden leicht überwältigt und mit einem unendlich langen staatsgefährlichen Prozesse bedacht. Währenddessen, 1837, gelang es den am schwersten Bedachten (lebenslängliches Zuchthaus stand ihnen bevor!), mit Freundeshilfe aus der Konstablerwache zu entfliehen und nach der Schweiz zu entkommen; eine „Evasion, die allerdings die deutschen Regierungen, den Bund und die arme Zentralbehörde lächerlich machte", wie Nagler in einem Briefe schrieb.

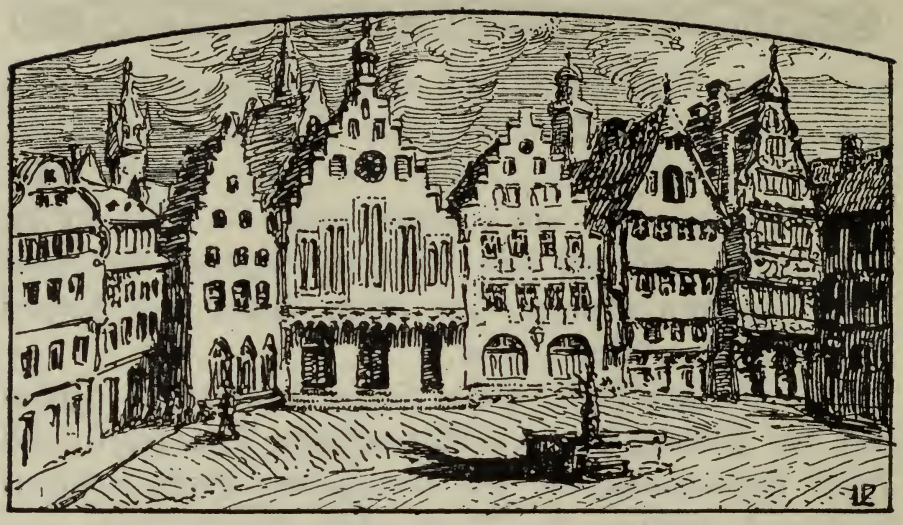
Ganz Frankfurt erregte das Jahr 1848; zum letzten Male — wie oft war es seit 500 Jahren geschehen! — wurde gegen die alte Verfassung Sturm gelaufen, im Handumdrehen die bedeutendsten Forderungen durchgesetzt, allen voran die heiß begehrte Preßfreiheit, und die gesamte Stadt geriet in Bewegung, eine neue Verfassung ins Werk zu setzen. Mit der lokalen verschlang sich in einer ungeheuren Gärung die alldeutsche Bewegung. Das große Parlament zog feierlich in die Paulskirche ein und begann seine Beratungen über Deutschlands Schicksal. Und gleichzeitig wurde Frankfurt zum Sammelpunkt der deutschen Demokratie und republikanischen Partei; Volksversammlungen lösten einander in endloser Folge ab, Demagogen bearbeiteten das Volk, es war das tollste Treiben, das Frankfurt seit Fettmilchs Zeiten erlebt: und als das Parlament, in jener denkwürdigen Sitzung vom 16. September, sich von dem Schicksal Schleswig-Holsteins lossagen und das meerumschlungene Land Dänemark ausliefern mußte — wie schweren Herzens! — da schrie das Volk: Ver-

Die ehemalige Konstablerwache mit dem Blick die Zeil hinauf. (Zeichnung von Bauer, Anf. 19. Jahrh.)

rat an deutschem Land! und erhob sich gegen das Parlament in wildem Aufruhr. Der Barrikadenkampf des 18. September folgte, durch die ganze Stadt tobte Gewehrfeuer; aber am Abend war die Revolution unterdrückt, und auf den Straßen lagerten Soldaten aller deutschen Stämme um offene Feuer und sangen ihre heimischen Volkslieder.

Das blutigste Opfer dieses Tages forderte der Wahnwitz des Pöbels, der zwei Abgeordnete, Auerswald und Fürst Lichnowsky, auf der Bornheimer Haide mißhandelte und erschlug; ein Mord völlig Unschuldiger, eine unbegreifliche grauenhafte Tat der aufgestachelten Bestie „Pöbel"; seltsam als das einzige Ereignis mit blutigem Ausgang, das in Frankfurter Aufständen vorgekommen ist, welche sich zwar durch gewalttätig-sachsenhäuserisches Draufgehen stets, aber nie durch Blutvergießen ausgezeichnet haben. Selbst der Barrikadenkampf — ein ehrlicher Kampf! — war sicherlich nur zum geringeren Teil Frankfurter Werk gewesen.

Wie die Einheitsbestrebungen dann unterdrückt und in späteren Jahren von den reaktionären Staaten selber in die Hand genommen wurden, und wie Frankfurt neben der großen Mehrzahl aller Deutschen die Partei Österreichs ergriff, ist bekannt. Man blieb auch diesmal seiner konservativen „kaiserlichen" Gesinnung treu und bemerkte erst, als die Katastrophe hereinbrach und die Preußen bereits die Stadt besetzten, daß man sich gänzlich vergriffen gehabt habe.



Epilog.

Mit der Einverleibung der freien Stadt Frankfurt in das Königreich Preußen im Jahre 1866 — einem Umschwung, der außerordentlich schnell und glatt vor sich ging — war die tausendjährige Reichsfreiheit endgültig zu Grabe getragen und die Geschichte von Frankfurt als solche geendigt. Das politische Element erscheint aber sehr nebensächlich, wenn man betrachtet, welchen fundamentalen Einschnitt in die Entwickelung jenes Ereignis bedeutet, und wie von da an ein ganz anderes Frankfurt beginnt.

Der Frieden, der hier im Hotel zum Schwan 1871 geschlossen wurde, bezeichnet diesen Einschnitt vielleicht noch deutlicher. Als eine der bedeutendsten Handelsstädte des neuen Deutschen Reiches teilte Frankfurt in hervorragendem Maße dessen wirtschaftlichen Aufschwung, dergestalt, daß sein Charakter als Stadt der Millionäre, der Banken und großen Handelshäuser erst

in der Neuzeit so glänzend hervortritt, als ob die Befreiung von den Fesseln einer kleinstaatlichen Regierung, die Einfügung in einen der mächtigsten Verbände der Welt auch erst den Anstoß zu einer schrankenlosen Ausbreitung des privaten Handelsgeistes gegeben hätte: ein Prototyp der deutschen Entfaltung überhaupt, welche erst durch politische Einigung ermöglicht wurde.

Dabei blieb aber Frankfurt dem Charakter treu, den es seit dem 16. Jahrhundert bewahrt hatte. Die Messen zwar sind zu einem bedeutungslosen Jahrmarkt herabgesunken, der Handel findet heute andere Lebensformen; aber noch immer ist Frankfurt die Handels-, vor allem die Geldstadt, und die Industrie hat sich wie vordem im wesentlichen auf die Nachbarorte beschränkt. Fabrikherren sitzen viel in Frankfurt, ihre Schlote aber rauchen in Griesheim, Höchst, Offenbach, in Hanau; und dieses ist der Stadt in vieler Beziehung zum Segen ausgeschlagen, ihre bauliche Entwickelung, ihre gute und gesunde Luft sind wenig durch Fabriken geschädigt worden.

Auch diese jüngste Entwickelung erweist sich schon aufs augenscheinlichste an dem Stadtbilde. Die Innenstadt, von den Wallanlagen geschützt, ist bis auf den Zug der Verkehrsstraßen nach der Zeil unangetastet geblieben; und von dort ist Frankfurt, wie vor alters, in Schichten nach außen hin gewachsen. Die neue Verkehrsentfaltung hat sich dabei nur nach einer Seite hin bemerkbar gemacht: die regelmäßige schablonenhafte Anlage des Viertels nach dem Westen weist auf die gleichmachende Tendenz der Gründerepoche, die freudlosen hohen Häuserreihen entsprechen denen jeder anderen modernen Stadt und orientieren auf das Verkehrs-

und Industriefeld, das sich um den Bahnhof immer weiter nach Westen hin ausdehnt. Der Bahnhof selbst aber, die großartigste und auch architektonisch vollendetste Verkehrsanlage in Deutschland, stellt den neuen Geist hier aufs grandioseste dar; die ungeheure Kraft, welche in den eisernen Bogenreihen künstlerisch ausgedrückt ist, spricht überwältigend von den Schönheitsmöglichkeiten einer neuen Welt.

Aber in der übrigen Stadt hat sich zunächst rings um die Promenaden ein mehr oder minder breiter Gürtel stiller, vornehmer Straßen angesetzt, welche zum größten Teil noch in die Zeit vor 1866 zurückreichen, und deren Verlauf nicht einem erweiterten Verkehrsbedürfnis, sondern dem Zufall der Landwege und einem behaglichen Siedelungsgeiste zu verdanken ist und daher ganz den erfreuenden Eindruck der Wohnlichkeit verbreitet, der Frankfurt zu dem Ruhme einer „Gartenstadt" verholfen hat. In diesen Straßen wohnt es sich heiter und vornehm, man spürt es schon von außen; in Gärten liegen die Häuser mit gemächlichen Zwischenräumen; die nicht zu breiten Straßen atmen eine vornehme, geschmackvolle Ruhe, die Häuser — selbst die Miethäuser — sind bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein vortrefflich gebaut, von nobler Zurückhaltung und mit Anpassung an die Umgebung.

Aber hinter der freundlichen Gartenregion verwandelt sich rasch der Charakter Frankfurts in den der banalen deutschen Großstadt, wie sie seit 1870, unter steigender Verschlechterung des Geschmacks, überall um den alten Kern emporgeschossen ist, den Kern selber oft verschlingend mit ihren furchtbaren Zinshäusern und Stilimitationen. Es wäre darüber kein Wort zu verlieren,

Prospectus montis B. Virginis Mariæ, vulgo Frauen-Berg Francof. ad. Mœnu.

a Ecclesia Metropolitana seu Collegialis B. Virginis Mariæ Fundata est anno 1322 ut Excellum a Vigelone de Wambach et Catharina ab Hohenhaus anno 1326 vero in insigne templum Canonicorum Collegio erigebatur et ædificabatur. Hæc Ecclesia pertinet ad Romano-Catholicos b. Magnifica Domus, quæ Braunfels dicitur Destruebatur anno 1693, et ita est, ædificabatur In hac domo Imperatores Romani, quando in hac urbe commorantur, residere solent.

Prospect des Frauen-Bergs zu Franckfurth am Mayn.

a Die Collegiat Stiffts Kirchen zu Unser Lieben Frauen wurde A° 1322 von Vigelonem von Wambach und Catharina von Hohenhaus als eine Capelle gestifftet. A° 1326. aber zur Collegiat Kirchen gestifftet und gehört denen Römisch-Catholischen.

b Der Braunfels wurde A° 1693. abgebrochen und zwar recht zu sehen, neu aufgebauet darinnen pflegen die Römische Kayser bey ihrer allerhöchsten Anwesenheit zu wohnen.

Liebfrauenberg mit dem Braunfels und der Liebfrauenkirche.

(Kupferstich aus: Salamon Kleiner, Das Florierende Frankfurt. 1738.)

wenn nicht hier in den letzten Jahren eine Baupolitik großen Stils eingesetzt und die Entwickelung mit Gewalt in ihre Bahnen gelenkt hätte.

Der Gedanke, einen Ring von Straßenzügen um die ganze Stadt zu legen, große Verkehrsadern zu schaffen und auch in die Altstadt mit einem langen Durchbruche Licht zu bringen — das Werk des Oberbürgermeisters Adickes — ist von einer überzeugenden Großartigkeit. Leider haben nun aber bei der Ausführung die künstlerischen Kräfte auf allen Punkten versagt. Vom Hauptbahnhof an erstreckt sich die am weitesten vorgeschrittene Anlage, Hohenzollernplatz und Viktoriaallee; ein ungeheueres Gebiet, das zu monumentaler Betätigung einlud — und das für die Architektur nun vielleicht auf Jahrhunderte verloren ist.

An Künstlern hat es nicht gefehlt, welche eine so große Aufgabe auf würdige Weise gelöst hätten. Messel oder Billing, um nur der besten einige zu nennen, wären dafür gerade gut genug gewesen. Aber man hat wirklich geglaubt, mit einheimischen Reißbrett-Architekten an ein solches Werk rühren zu können. Man hat die Parkanlagen den Händen der Stadtgärtner überantwortet — und eine täuschend gelungene Schweizerszenerie mit Schlängelwegen, Rigi, Alpensee und Felspartien ist die Folge, „voll und ganz und unentwegt“ von dem erhabenen Geiste der deutschen Verschönerungsvereine durchdrungen. Man hat die Senckenbergischen Stiftungen und die Handelsakademie hierher verlegt, einen riesigen Komplex von Gebäuden: in einem Stile, von Frankfurter Bauunternehmern erfunden und ausgeführt, der selbst genossen werden muß, um ihn zu ergründen; Werke, die von einem Tiefstand des Ge-

schmacks und Könnens zeugen, der an den meisten Orten in Deutschland schon überwunden ist, in Frankfurt aber noch immer für das Höchste gilt. Wie sehr man diese Tragantbäckerei an maßgebender Stelle liebt, beweisen die vielen umfangreichen Bauten, die sich auf gute Manier mit ihr abfinden müssen, allen voran die neuen Rathausbauten links und rechts von der Bethmannstraße, welche Frankfurts Ruhm in der Monumentalgeschichte des 20. Jahrhunderts verkünden werden. An und in ihnen kann man alle Stilarten genießen, die in Frankfurt jemals Spuren hinterlassen haben, nur nicht die der Sachgemäßheit; und damit niemand an dem Ernste der Absicht zweifeln könne, ist alles von unten bis oben in solidem roten Sandstein gebaut, der für die Ewigkeit halten mag. „Das rote Meer" nennen wohlwollende Beurteiler diese Gegenden; denn man hat sich nicht begnügt, nur ein paar Rathäuser in Barock, Gotik und Renaissance aus rotem Stein aufzuführen: man hat noch mehr für die Kunst getan und die ganze Braubach- und Battonnstraße in diesem Geiste auszubauen begonnen, indem man Fachwerkhäuser des 18. Jahrhunderts ganz in Sandstein imitierte, gotische Häuser, versteht sich, mit der lächelnden Überlegenheit des „Technischen Hochschülers", restaurierte und große Mietskasernen für moderne Bewohner in das Renaissancejäckchen hüllte, das als Hauskleid für Dorf und Städtchen dem 17. Jahrhundert gepaßt hatte.

Es wird jetzt so viel von der Stadtverwaltung für die „Kunst" getan, daß für die kommende Zeit gar nichts mehr übrig bleibt. Es ist ein guter Gedanke, die zu engen Gassen der Altstadt niederzureißen und breite

Straßen durchzulegen, um luftige helle Wohnungen zu schaffen. Aber diese Wohnungen werden, damit das ästhetische Interesse nicht zu kurz kommt, „im Stile“ der alten Gebäude, die man eben abgerissen hat, wieder aufgebaut. Welche erhabene Idee! Man könnte sie ja auch von modernen Künstlern in neuem Geiste errichten lassen; denn es fehlt in Frankfurt gar nicht an jungen, frischen Kräften, welche schön und zweckmäßig bauen können. Aber nein! Dann käme ja die Kunst zu kurz: Kunst nämlich, das ist alles, was so aussieht, als ob es vor ein paar hundert Jahren gebaut wäre; wenigstens dem Frankfurter Magistrat so aussieht. Und darum kommt niemand zu Wort, der nicht einen alten Stil verpfuschen kann, darum wird Frankfurt in einer Zeit, die für große Bauaufgaben reif ist, zum Gespötte aller Welt gemacht. Darum wurde der Römer in einer Gotik restauriert, deren Schwulst es nie gegeben hat, am allerwenigsten an den schlichten alten Gebäuden selbst, darum wurde ein neues Rathaus in allen Stilen an den Römer angeklebt, die dieser nicht enthält. Und diese Methode wird mit einer Großartigkeit betrieben, die besserer Ziele würdig wäre; niemals hat Frankfurt nachdrücklicher bewiesen, daß es „vierspännig ausfährt, wenn's einmal ausfährt“, als in den letzten Jahren. Alles, was bisher geschehen, wird von den beiden letzten Projekten noch überboten; der ungeheueren Festhalle — und dem Osthafen, [der in einem ganz großen Maßstab gehalten, Frankfurts Handel auf neue Bahnen weisen soll.

Diese ganze, künstlich gehaltene Richtung der Frankfurter Architektur, in welcher der löbliche Konservatismus der alten Stadt zu künstlerischer Rückständigkeit wird,

dieſe ganze wertloſe Stilromantik gibt aber keineswegs das Bild der Entwickelung richtig wieder. Gerade wie an anderen alten und neuen Kulturſtätten hat ſich auch hier die moderne Baukunſt zu ſelbſtändigen Leiſtungen entwickelt. Die Künſtler fehlen nicht, nur die würdigen Aufgaben werden ihnen vorenthalten; erſt ſchüchterne Anfänge der modernen Kunſt tauchen, weit verſtreut und kaum dem Einheimiſchen bekannt, an der Peripherie und an neuen Straßen auf, in ihrer Vereinzelung hilflos gegenüber der Übermacht des Plumpen und Grotesken. Schöne und künſtleriſch durchgeführte Schulen bauen Eberhardt, Moritz und Berg, einer kommenden Generation zum erfreulichen Muſter; Bernoully, Leonhardt, Wollmann und eine Reihe anderer wahrhafter Künſtler richten die neuen, hellen, freundlichen oder prächtigen Wohnungen ein, wie ſie eine feiner empfindende Zeit, müde des alten Stilkrams, überall aus dem lebendigen Bedürfnis heraus in Deutſchland ſich erſchaffen hat: Künſtler, die zu bauen gelernt haben, die das Weſen der Architektur in ihrer Brauchbarkeit und in der Schönheit reiner Proportionen ſuchen wie die Meiſter von ehedem.

Aber der Konſervatismus der Frankfurter lehnt noch mehr wie in der Malerei den Fortſchritt in der Architektur ab; mit rühmlichen Ausnahmen. Man darf deshalb noch nicht meinen, Frankfurt ſei arm an Kunſtſinn: ſoviel an der Aufwendung von Mitteln zur Förderung der Künſte liegt, hat es hier ſelten gefehlt; allerdings kommt die alte Kunſt, bei der man ſicher und ſolide fährt, meiſt beſſer weg als die weniger leicht kontrollierbare moderne. Die vielfachen Zuwendungen an die Muſeen und die große Zahl privater Sammlungen ſpricht

deutlich dafür, und in künstlerisch produktiven Zeiten haben die reichen Mittel der Bauherren auf die Architektur stets befruchtend gewirkt. Die Malerei aber konnte sich an einem Orte, der von Natur so angenehm, inmitten der lieblichsten Landschaften, gelegen ist, glücklich entfalten. Die zeichnerischen Meister des 18. Jahrhunderts, die Schütz, Morgenstern u. a., deren Landschaften einen eigentümlich herben Reiz atmen, löste im 19. Jahrhundert eine Entwickelungsreihe von Künstlern ab, die lokal begrenzt, dennoch eine ansehnliche Stellung in der deutschen Landschaftsmalerei einnehmen. Dem noch ungelenken Peter Becker folgte Dielmann, mit dem die luftig malerische Behandlung einsetzt; die Cronberger Künstler stellen die Quintessenz dieser reinen und feingearteten Kunst dar, die Einflüsse von Paris in sich aufgenommen hat; Burger, der schon früh um die Dinge Luft malen lernte, Burnitz, zart und innig, Eysen, der am freiesten schaute und helles Grün liebte. An sie schloß sich Thoma an, der seine schönste Zeit in Frankfurt verlebte und der auch von dem älteren und malerisch bedeutenderen Scholderer starke Einflüsse empfing. Scholderer selbst, der kaum erst wieder ans Licht Gezogene, der Träumer, der so köstlich und schlicht zu malen verstand; Viktor Müller, sein Freund, phantasiebegabt, unruhig nach neuem Ausdruck suchend ähnlich Feuerbach; der geniale Hausmann, der infolge trüber Schicksale sein intensives malerisches Können in Skizzen ausgeben mußte und nie zum unbeschränkten Ausdruck seiner Kräfte gelangte; Trübner, der starke Schüler Leibls, ein ganz großer Könner und wohl unter den Lebenden das größte Malertalent: so hohe Namen trägt Frankfurt als Ort der Kunst.

Von ihnen führt allerdings keine Entwickelungsspur zu der Kunst, die in der Gegenwart an vorderster Stelle steht; weder zu Nußbaum, der selbständig Freilichtproblemen nachgeht, noch zu Ottilie Roederstein, welche die Verbindung der Frankfurter Kunst mit Paris vermittelte; am wenigsten ist sie in Boehle zu entdecken, dem Typus des Frankfurters, der das Ungeschlachte und das Konservative seiner Landsleute in künstlerischer Vollendung verkörpert, eine der merkwürdigsten neueren Erscheinungen, in Radierungen, Gemälden und Skulpturen von gleicher Wucht des Ausdrucks und von gleichem Archaismus: mehr ein Vollender alter erhabener Ziele als ein Neuerer, ein Nachfahr Dürers nicht weniger als des Hans von Marées.

Alle Bestrebungen von umfassender Bedeutung in Frankfurt haben sich in Monumentalwerken verkörpert. Der Verkehr hat sich in dem Hauptbahnhof, der Handel in der Börse, die Kunst in den mächtigen Bauten der beiden Theater (vor denen die Oper nicht ohne Verdienst in der Verteilung großer Massen ist) und in dem Städelschen Museumsbau von Sommer Denkmäler gesetzt; die weiter ausgreifenden Absichten der Wissenschaft in den Neubauten an der Viktoriaallee — (ein immerhin gut gemeintes und augenfälliges Wahrzeichen, das die Absicht verkündet, auch hier mit großer Macht voranzukommen, und als fernes Ziel die Universität erkennen läßt). Die neue Zeit, der die Jugend gehört, kündigt sich glanzvoll in den erstehenden Schulgebäuden an, während der rückwärts schauende Sinn der Bürgerschaft sich ein steinernes Mal in den Mauern des Rathauses errichtet hat, und der vorwärts strebende in dem Plane eines Osthafens. Und so sind es zuletzt zwei

Werke, welche Erinnerungen aus uralten Zeiten der Nachwelt hier mit der Überzeugungskraft jugendlich starker Formen übermitteln werden.

Als die Juden in die soziale Gemeinschaft aufgenommen wurden, entstand unter ihnen eine Bewegung, ihrem Volk den innerlichen Anschluß an das Land zu erleichtern, dem sie so lange als Fremdlinge angehört hatten. Creizenach war der Vorkämpfer dieser Richtung, sein Wirken in Frankfurt, heftig angefochten, gleichwohl von Erfolg begleitet. Aber das Ideal, die Juden in der allgemeinen deutschen Kultur aufgehen zu lassen und ihrer Religion, ähnlich der protestantischen Entwickelung, die alten Härten und Fremdartigkeiten zu nehmen, mußten bei dieser zähen Nation mit Notwendigkeit eine Reaktion auslösen. Gerade in Frankfurt, am Hauptsitze der „Neologen", erfolgte darum unter Samuel Raphael Hirsch die Rückkehr zur strengsten Rechtgläubigkeit, zu einer von Geist erfüllten und mit ethischem Inhalt erhöhten Erfüllung des alten Gesetzes, die einer sich rein erhaltenden Rasse wohl ansteht, so unverständlich sie einer aufgeklärten und materialistischen Zeit auch vorkommen mag. Diese „Israelitische Religionsgesellschaft" hat sich nun in der Friedberger Anlage eine neue Synagoge bauen lassen. Es ist ein Werk, das bei weitem das wertvollste aller Gotteshäuser in Frankfurt bedeutet; im Äußeren südfranzösischen Kirchen des 12. Jahrhunderts verwandt, aber von einem selbständigen Geiste bis in das geringste Glied mit neuem Leben erfüllt; das Innere von einer erhabenen Raumschönheit, von einer riesenhaften Wölbung überspannt und in eine Einheit zusammengefaßt, in der die herrliche graue Grundfarbe mit ihren Varia-

tionen wie Akkorde einer Orgel herrscht, das schön gedämpfte Licht in dem hohen Gewölbe und den Emporen vibriert und verhaucht: eine ganz und gar ernsthafte und bei aller Anlehnung an romanische Motive modern empfundene Architektur. Diese Raumgröße, die bei mäßigen Abmessungen durch eine souverän beherrschte Kunst erreicht ist, spricht deutlicher, als alle anderen Symbole es vermögen, von der Macht der reinen Idee; die Synagoge ist mehr als eine künstlerische Leistung: sie ist ein Wahrzeichen, daß unsere Zeit den starken, einseitigen, darum aber auch wirkungskräftigsten Ideen gehorcht, mögen sie altersgrau sein oder vom letzten Tage stammen.

Einer ganz anderen Tendenz entsprang die Absicht der Stadtverwaltung, die alte Mainbrücke durch einen dem Schiffsverkehr weniger hinderlichen Neubau zu ersetzen und auf ihm eine Reiterstatue Karls des Großen aufzustellen. Fritz Boehle erschuf das Modell des Monumentes: der Kaiser, barsch, ganz volkstümlich sachsenhäuserisch, auf einem ungeheuren ausschreitenden Rosse sitzend; eine Silhouette, die sich jedem einprägen muß, schwer und wuchtig und wie immer bei Boehle ein bißchen archaistisch. Dies ist nicht die Verkörperung einer uralten Idee — denn das Kaisertum der Karolinger lebt nur mehr in Archiven — sondern, als eine imposante Geste der Dankbarkeit gegen den „Begründer" der Stadt, der gesammelte und allerdings ganz künstlerische Ausdruck für alle konservativen und romantischen Elemente, die sich in der Gesinnung der Frankfurter aufgespart haben.

Wichtigste Literatur:

Lersner, Chronik. 2 Bde. Fol. 1716/34.
Fichard, Entstehung der Reichsstadt Frankfurt. 1819.
Battonn, Örtliche Beschreibung von Frankfurt.
Horne, Geschichte von Frankfurt a. M. 4. Aufl. 1902.
G. L. Kriegk, Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter. 1862.
— Geschichte von Frankfurt a. M.
— Die Brüder Senckenberg. 1869.
Stricker, Neuere Geschichte von Frankfurt a. M. 1881.
Darmstädter, Das Großherzogtum Frankfurt. 1901.
Bücher, Die Bevölkerung von Frankfurt. 1886.
Hüsgen, Artistisches Magazin. 1790.
Wolff u. Jung (Jung u. Hülsen), Die Baudenkmäler von Frankfurt a. M. 3 Bde. 1896/8. 1903.

▽ ▽ ▽

Motive des Buchschmucks.

Seite

3. Vignette aus dem großen Stadtplan von Matth. Merian.
3. (Initiale.) Blick vom Main gegen den Saalhof.
7. Saalhofkapelle.
9. Goldhutgäßchen.
24. Belvederche.
25. (Initiale.) Grabstein des Sifried zum Paradies.
27. Nürnberger Hof.
38. Sachsenhäuser Warte.
41. Affentor in Sachsenhausen.
42. (Initiale.) Kreuzigungsgruppe hinter dem Dom.
57. Karmeliter-Kreuzgang.
58. Domturm mit dem Großen Engel (rechts).
61. Römerhallen.

Seite

62. (Initiale.) Buchdruckerpresse.
63. Das sogenannte Luthereck.
73. (Initiale.) Brennende Judengasse.
87. (Initiale.) Rokoko-Gitter.
99. Eschenheimer Tor.
100. (Initiale.) Goethehaus.
113. Altarbau aus der Französisch-reformierten Kirche.
116. Hessendenkmal.
124. Erlangerhaus.
124. (Initiale.) Paulskirche.
134. Klassizistische Pumpensäule.
140. Der Römer.
140. (Initiale.) Neue Synagoge der Israelitischen Religionsgesellschaft.

Klinkhardt & Biermann ∘ Verlag ∘ Leipzig

Bücher der Kunst

Eine Sammlung ausgezeichneter Werke über Gebiete alter und moderner Kunst

Die Sammlung verfolgt nicht den Zweck, die schon vorhandenen populären Monographiensammlungen um eine neue zu vermehren. Sie hat es sich zum Ziel gesetzt, nur wissenschaftlich wertvolle Arbeiten aus anerkannten Federn in sich aufzunehmen und vor allem dem reiferen Kunstfreund in gefälliger Form jene Gebiete der Kunstgeschichte zugänglich zu machen, die bis jetzt noch nicht zu den sogenannten populären gehören. Weder im äußeren Gewande noch in der Aufmachung uniform, richtet sie ihr Hauptaugenmerk auf eine vornehm gediegene und zweckentsprechende Ausstattung.

Bisher erschienen: Band 1

Giovanni Segantini Von Franz Servaes

Mit 26 ganzseitigen Tafeln. Preis geh. M. 6.50, geb. M. 8.—

Band 2

Rosalba Carriera Die Meisterin der Pastellmalerei Von E. von Hoerschelmann

Mit 16 ganzseitigen Tafeln. Preis geh. M. 6.50, geb. M. 8.—

Ein Büchlein für Goetheverehrer und Freunde des Schönen:

Wie wir einst so glücklich waren!

Römische Elegien von Goethe

Auf echt Bütten zweifarbig gedruckt. Mit Buchschmuck nach Kupfern des Leipziger Stechers G. L. Crusius

Preis in biegsamem Kalblederband M. 4.—

:: Den ausführlichen Verlags-Katalog erhalten Interessenten auf Wunsch gratis und franko durch die Verlagsbuchhandlung. ::

GETTY RESEARCH INSTITUTE